

ANTON LÁBÁN

UNGARN
IN SEINER
DICHTUNG



AMALTHEA-VERLAG

M/VII/67.

88

L263/1959



Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_S0-DZM-067



AMALTHEA-BÜCHEREI

Einunddreißigster Band

AMALTHEA-VERLAG

ZÜRICH · LEIPZIG · WIEN

ANTON LÁBÁN
UNGARN
IN SEINER DICHTUNG

MIT LYRISCHEN UND EPISCHEN ÜBERTRAGUNGEN

UND 15 ABBILDUNGEN

AMALTHEA-VERLAG

ZÜRICH · LEIPZIG · WIEN

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1923 by
Amalthea-Verlag
Zürich, Leipzig, Wien
Druck der Gesellschaft
für graphische Industrie,
Wien VI.

DEM ANDENKEN MEINER GUTEN ELTERN



VORWORT.

Kein literarhistorisches Gesamtbild, nur einen Leitfaden will diese Arbeit bieten, um an der Hand der kennzeichnendsten ungarischen Dichtungen lyrischer und epischer Art dem deutschen Leser die Möglichkeit zu verschaffen, teils den Gedanken- und Gehölsinhalt dieser übersetzten Dichtungen selbst, teils die in diesen wie in einem Spiegelbild sich offenbarenden Eigentümlichkeiten der ungarischen Seele besser kennen zu lernen. Da diese Eigentümlichkeiten am unmittelbarsten in den lyrischen und epischen Werken zum Ausdruck kommen, wurden die prosaischen, erzählenden und die dramatischen Werke nicht berührt, um so mehr, da über diese sowie über die Geschichte der ungarischen Literatur drei leicht zugängliche Werke Aufschluß geben¹; deshalb wurden auch die rein literarhistorischen Angaben auf das notwendigste beschränkt. Die jüngste Vergangenheit sowie die Gegenwart wurden in dieser mehr geschichtlichen Betrachtung über die ungarische Dichtung nicht behandelt. Vielleicht später.

Möge diese Arbeit auch dazu beitragen, das Verständnis für Ungarn zu fördern und für das ungarische Gemüt, von dem der Dichter Petöfi sagt:

Ungar bin ich. Ernst von Natur geartet,
Wie unsrer Geigen erster Ton gestimmt;
Zuweilen mir den Mund ein Lächeln kräuselt,
Doch selten nur mein Lachen man vernimmt.
Wenn meine Wang' in vollster Freude glühet,
Dann quillt im Hochgefühl mir Trän' um Trän'.
Doch heiter blick in Stunden ich des Leides,
Denn mitleidsvoll soll keiner auf mich sehn!

¹ Friedrich Riedl, Die ungarische Literatur. In der Sammlung: Die Kultur der Gegenwart I. 9. Berlin 1908. — J. Kont, Geschichte der ungarischen Literatur. In der Sammlung: Die Literaturen des Ostens, Band III. Leipzig 1909. — L. Katona und F. Szinnyi, Geschichte der ungarischen Literatur. In der Sammlung Göschen, Band 550. Leipzig 1911.

Auch wir bekennen uns zu dem
Geschlecht, das aus dem Dun-
keln ins Helle strebt!

Nach Goethe.

I.

ALTE ZEITEN.

Sagen.

Aus einem tiefen Müssen der Volksseele stammt die Kunst, und nur wo sie aus der Volksseele stammt, hat sie ein notwendiges Leben¹.“ In diesem Satze des Kulturphilosophen Henry Thode sind drei Wörter zu unterstreichen: Volksseele, Müssen, notwendiges Leben. Das seelische Leben des einzelnen betätigt sich im Denken, Fühlen und Wollen. Dies „Denken, Fühlen und Wollen“ bekommt sofort eine eigenartige Prägung, wenn es in Beziehung zu größeren Einheiten tritt. Der wichtigste Lebenskreis, aus dem die Erzeugnisse gemeinsamen geistigen Lebens hervorgehen, ist unstreitig das Volk. Ebenso wie diese drei Kräfte des seelischen Lebens beim einzelnen Betätigung suchen, so wollen sich auch die einander ähnlichen Seelen der größeren Gemeinschaft betätigen. Wenn die Volksseele ihre eigenen Anschauungen, Gefühle und Bestrebungen hat, wenn sie die innere Kraft besitzt, diese zum Ausdruck zu bringen, dann ist Leben in ihr, tatkräftiges, inneres, eigenes Leben, dann ist die Betätigung, die Äußerung ihrer geistigen Kräfte nicht nur ein Wollen, sondern ein Müssen. Dies besagt uns das erste und zweite Wort. Das dritte spricht vom notwendigen Leben dieser Betätigung im Zusammenhang mit der Volksseele. Was will dies Wort besagen? — Die Betätigung der Volksseele, diese Offenbarung eines Innerlichen, erfolgt durch das Zusammenwirken der Natur- und Kulturbedingungen mit den persönlichen Begabungen und Betätigungen des einzelnen und erfolgt besonders in den Künsten und in der Literatur. Diese Offenbarungen haben aber nur dann ein notwen-

¹ H. Thode, Böcklin und Thoma. Heidelberg 1905. S. 12.

diges Leben, sind nur dann echt, wahr und eigentümlich, wenn sie aus der Volksseele entspringen. Der einzelne und das Allgemeine sind dabei in Wechselwirkung. Aufgabe, Zweck dieser Betätigung ist nur, das Gegenständliche nach seiner Gefühlsdeutung zu reiner, geläuterter Anschauung und damit zu einem höheren Gefühlsausdruck zu bringen². Die Literatur ist somit ein Spiegel, in dem wir die Volksseele erfassen, ihr nähertreten können. In den Werken der einzelnen spiegeln sich ihre geistigen Strömungen, ihre tiefsten Gefühle, die Richtungen ihres Wollens echt und innerlich wieder.

Die Offenbarungen der magyarischen Seele wollen wir im Spiegel der ungarischen Lyrik und Epik betrachten, um dadurch ihre sichersten, echtsten und tiefsten Schwingungen zu erkennen.

Als vor mehr als tausend Jahren die Magyaren Streifzüge nach dem Westen machten, kam eine Schar bis nach St. Gallen in der Schweiz. Die guten, stillen Mönche daselbst waren darüber höchst erschrocken und flüchteten. Nur einer kehrte zurück, der Frater Heribald, denn die Neugierde ließ ihm keine Ruhe. Bald erschienen die Gefürchteten, deren Name selbst in der Litanei stand: Vor den Pfeilen der Magyaren — behüte uns, o Gott! — Der einfältige, drollige Heribald befreundete sich rasch mit ihnen. Im Keller entdeckten die Krieger zwei Fässer Wein und zechten mit dem Frater. Während des Schmauses waren sie recht lustig, bewarfen einander mit Knochen, einige tanzten, und alle fingen an, „auf fürchterliche Weise zu ihren Göttern zu schreien.“ Die Ankunft einiger ihrer Meldereiter machte der Unterhaltung plötzlich ein Ende. Rasch traten alle in Reih und Glied, schwangen sich auf ihre Pferde und zogen in größter Stille weiter. Der gute Heribald schaute ihnen mit einer gewissen Traurigkeit nach, denn schon lange hatte er nicht so viel Essen und Trinken bekommen. Diese Episode aus der ältesten Geschichte der Magyaren erzählt uns ein deutscher Chronist. — Nachdem der große Anführer Árpád das Land an der Donau und der Theiß um 896 erobert hatte, machten sie öfter solche Streifzüge. Seitdem sie vom fernen Osten aus der Urheimat beim Uralgebirge und aus den asiatischen

² Vgl. H. Thode, Kunst und Sittlichkeit. Heidelberg 1906. S. 12.

Steppen nach Westen gezogen waren, mußten sie stets kampfbereit sein. In ihrer Urheimat hatten sie Viehzucht, Jagd und Fischerei betrieben und infolge des Anwachsens der Bevölkerung und Mangels an Nahrung zogen sie als Nomaden gegen Westen. Ihre Pfeile, ihre Säbel wurden immer mehr und mehr gefürchtet. Das Waffenhandwerk hatte ihre Tapferkeit, Kühnheit und Geschicklichkeit entwickelt, sie nicht nur zu persönlichem Mut, sondern auch zur Gradheit, Offenheit erzogen. Dies seelische Bild, zusammengestellt nach den Büchern fast zeitgenössischer fremder Geschichtschreiber, wird durch die vorerwähnte Episode ergänzt. Die neuen Freunde des Fraters Heribald waren auf Eroberung ausgehende tapfere Krieger, die sich aber auch fröhlich zu unterhalten wußten durch Sang und Tanz. Rief aber die Pflicht, so ließen sie die Freuden stehen und widmeten sich dem Dienste des Vaterlandes, der Gesamtheit. Hier zeigt sich schon die ganz besonders ausgeprägte Eigenschaft der magyarischen Seele: das Pflichtgefühl, das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Diese Züge des Volkes mußten sich zur Tapferkeit und Offenheit des einzelnen gesellen, denn nur so lag gestaltende Kraft im Volke, nur so konnte nicht nur die Eroberung, sondern auch die dauernde Ausgestaltung und Erhaltung des Vaterlandes vollzogen werden. Dieses Gefühl wirkte auch auf die geistige Welt ihrer Vorstellungen. Das Land, die neue endgültige Heimat haben sie sich nicht nur erobert, sondern sie ist rechtmäßig, als Erbstück auf sie übergegangen. Das Brudervolk, die Hunnen, wohnten, lebten hier; ihr Eigentum war dies schöne Land. Die Hunnen waren ihre Brüder. Die Sage erzählt uns folgendes darüber: Die Söhne des Nimrod waren die Stammväter; sie hießen H u n o r und M a g y a r. Einst zogen die Brüder auf die Jagd³.

„Jeder nahm als Jagdgeleite
Fünzig Recken sich zur Seite
Und gerüstet ward zum Jagen
Fast, als gält' es Schlachten schlagen.“

³ Nach J. Arany's Gedicht: Vom Wunderhirschen. Übersetzt von A. Sponer, Dichtungen von J. Arany. Leipzig 1880.

Einen schönen Hirschen haben sie bereits erlegt, doch die prächtige Hirschkuh konnte nicht ereilt werden. Nun gilt es, ihr nachzukommen. Doch alles vergebens. Schon bricht die Dunkelheit ein und bereitet dem eifrigen Bemühen der Jäger ein Ende. Sie begeben sich zur Ruh', um am nächsten Morgen nach Hause zu reiten. Doch kaum ist der erste Schimmer der Morgenröte sichtbar geworden, taucht schon die Hindin vor ihren Augen wieder auf. Nun wird die wilde Jagd fortgesetzt. Immer weiter und weiter. Täglich entschließen sie sich kehrtzumachen, doch die Hirschkuh erscheint wieder vor ihren Augen und die Jagdlust muß gestillt werden. Da gelangen sie in eine herrliche, üppige, fruchtbare Gegend: dort verschwindet wie Dunst die Hinde, schattenhaft im Nebelwinde. Vom prächtigen Boden bezaubert, schlagen sie Zelte auf und bleiben dort.

„Als befriedigt ihr Verlangen,
Wild zu jagen, Fisch zu fangen,
Ziehen sie im ungeheuern
Wüstenland nach Abenteuern.“

Einmal hören sie süße Klänge. Achtsam schleichen sie näher und trauen kaum ihren Augen.

„Wundermädchen sind es, Feen,
Die sich dort im Tanz ergehen,
In herrlichen Dunstgeweben
Voller Lust im Reigen schweben.“

Zwei Königstöchter sind es, die sich mit ihren Dienerinnen unterhalten, tanzen und singen. Rasch besonnen, rasch getan! Der Platz wird umzingelt und die feenhaften Mägdelein fühlen sich von starken Männerarmen umschlungen. Die Königstöchter nehmen Hunor und Magyar auf ihre Hengste, das Gefolge die anderen. In die neue Heimat wird geritten, die jetzt nun ihnen

„Als ein schönes Heim erschienen,
Zeltes Bett ein Friedenssegen,
Daß sie keine Wünsche hegen.



DER SAGENHAFTE WUNDERHIRSCH

führt Hunen und Magyar, die Stammvater der Hunen und Magyaren, in
 ihre Urheimat. — Aus einer lateinisch geschriebenen ungarischen
 Chronik des Frater Markus (XIV. Jahrhundert).

Hunors Stamm die Hunnen waren,
Magyars Sprossen die Magyaren;
Mehrten sich und auf die Länge
Ward die Insel viel zu enge.“

So stark ist das Bewußtsein der Brüderschaft, daß selbst nach Jahrhunderten noch Sagen über die Hunnen zu hören sind⁴. Attila, der als König Etzel in den Sagen anderer Völker als ein weiser, ehrenhafter, doch schrecklicher und rücksichtsloser Eroberer erscheint, bekommt in den magyarischen Sagen ein noch persönlicheres Gepräge. Ein Held ihrer Träume ist er, unbesiegbar, er liebt nicht viel zu sprechen, verhaßt ist ihm die Heuchelei, einfach in allem, lebt und strebt er nur für das Wohl seines Volkes. Er gehört zu ihnen, er wird als einer der ihrigen betrachtet, das selbstbewußte, nationale Gefühl sieht in ihm einen ihrer Anführer. Sein Sohn, Csaba, ist es, der nach der „Kriemhilden-Schlacht“⁵ sich mit den Fremden nicht versöhnen kann, der Sage nach, nach Osten zieht und dann das Brudervolk, die Magyaren, zur Rache und zur Wiederbesetzung des Reiches auffordert.

Die alten, urwüchsigen Vorstellungen saßen fest und tief in der Seele des Volkes, faßten Wurzel und eine mächtige, selbstbewußte Nation war bereits vorhanden, als Árpáds Nachkommen in Ungarn sich verbreiteten, fest durch das Bewußtsein der inneren Kraft, fest durch das nationale Gefühl, durch das Gefühl der Gemeinschaft, Eigenheiten, welche zur Begründung eines Reiches die Möglichkeit und Eignung bieten. Die geographische Grenze Ungarns war eine natürliche, notwendige; es mußte in diesem von natürlichen Grenzen eingeschlossenen Becken ein Volk in seiner Ganzheit mit einheitlicher, staatlicher Gesinnung erfüllt werden. Dem Magyaren ist dies geglückt, dank seiner Eigenschaften, seines seelischen Typus. Wie stark in ihnen die Kraft zur Bildung eines Reiches entwickelt war,

⁴ In dieser angeführten Entstehungssage verbinden sich mythische, religiöse und urgesellschaftliche Motive mit geschichtlichen (Wunderhirsch, Sonnenkult und Neujahrsriten, Raub der Ehefrauen).

⁵ Nach dem Tode Etzels (453) zerfiel sein Reich in den furchterlichen Kämpfen mit den Germanen und Oströmern.

beweist am besten die Tatsache, daß nirgends in Europa so verschiedene Volkselemente vorhanden waren, dennoch ist der Typus des Gründer-Volkes fest ausgeprägt. Der erste König Ungarns, Stephan der Heilige, hat dieses Werk fertiggebracht. Sein Vater hatte bereits den Bau begonnen, obwohl er noch der Meinung war, er sei genügend reich und hochgestellt, um zwei Gottheiten, der heidnischen und der christlichen, dienen zu können. Was dieser Anführer in bezug auf die Reichsbildung halb unbewußt tat, vollbrachte um 1000, Stephan wissentlich. Das Christentum brach ohne Übergang ein. Es war nun eine wichtige Frage zu lösen: welcher christlichen Kirche sollten sich die neubekehrten Magyaren anschließen? Mit tiefer Erkenntnis sah es der heilige König voraus, daß die Zukunft der westlichen Kirche gehöre; deren moralische Höhe war eine Bürgschaft hierfür, im Gegensatz zur sinkenden byzantinischen, östlichen Kirche⁶. Mit diesem Schritt hat sich der neue ungarische Staat — an der Grenze zwischen Ost und West — an die westliche Kultur angeschlossen. Die Stellung und die Aufgabe der Nation im Gefüge dieser weltpolitischen Lage konnte und kann aber nur dann gelöst und erfüllt werden, wenn neben dem Anschluß an den Westen ihre nationale Einheit und Selbständigkeit bewahrt wird, denn diese sind Früchte der Volksseele, deren Eigenschaften: das tapfere Selbstbewußtsein, das starke Gefühl der Gemeinschaft, der nationale Stolz, die Unterordnung des einzelnen in diese Gemeinschaft, den Aufbau und die Vollendung dieses mächtigen Gebäudes durch Stephan den Heiligen ermöglichten. Die weite Tiefebene war der richtige Boden, aus welchem solche seelische Eigenschaften entsprossen und die dann eben in der eigenartigen Stimmung der Dichtkunst sich offenbaren⁷.

Das erste in ungarischer Sprache verfaßte literarische Denkmal ist eine christliche Trauerrede vom Anfange des XIII. Jahrhunderts, in deren kargem, knappem Stil und Ausdrucksformen

⁶ Vgl. Gróf Apponyi Albert, A magyar nemzet természetszerű elhelyezkedése a világpolitikában. Budapest 1915 (Die natürliche Placierung der ungarischen Nation in der Weltpolitik).

⁷ Vgl. M. Babits, Irodalmi problémák. Budapest 1917 (Literarische Probleme).

noch die alte raue Kraft zu spüren ist; die heidnischen Erinnerungen werden zu Grabe getragen; die alten, seelischen Eigenschaften bleiben aber lebendig.

II.

DICHTKUNST IM MITTELALTER.

Legenden.

Wir befinden uns in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Die ruhigere Zeit, die den Kreuzzügen folgte, die mächtige soziale Bewegung, das Erwachen des Bürgerstandes, der rege Verkehr mit der üppigen, reichen Welt des Ostens, all dies führte dazu, daß das Individuum aufgerüttelt wurde; man hatte die Sehnsucht, mit den starren, rein äußerlichen Formen der religiösen und politischen Anschauungen zu brechen und in eine innigere, persönlichere Beziehung zu Gott, zu den Menschen und zur Natur zu treten. Dieses Sehnen verstand und befriedigte der heilige Franz von Assisi. In ihm gipfelt die große Bewegung der abendländischen christlichen Welt, die Humanität, die der Anfang und Vorbereiter der modernen Kultur wurde⁸. Nur dadurch konnte dann die Menschheit zum Humanismus der Renaissance vorwärtsschreiten. Das starke, individuelle Gefühl, starke, innige, persönliche Liebe zu Gott und der Menschheit und zur Natur, sind die Triebfedern der Humanität, die der Heilige von Assisi predigte. Eine neue Kunst, eine neue christliche Poesie war dann die Folge dieser Bewegung, die sich von Assisi über die ganze Welt des Abendlandes verbreitete.

Wie verhielt sich der neue, christliche Magyar zu diesen Bewegungen? Aus einer Anzahl literarischer Werke läßt sich der Gedanken- und Gefühlsinhalt jener Zeit vergegenwärtigen. Die Legenden dieser Zeit geben Antwort auf die Frage. Die Phantasie des Mittelalters ist grenzenlos, überweltlich; das Temperament überschwenglich. Wie ist nun all dies mit der

⁸ Vgl. H. Thode, Franz von Assisi usw. Berlin 1904.

Schlichtheit, Nüchternheit des Magyaren in Einklang zu bringen? Er hatte sich doch in der flachen Ebene, im reinen, durchsichtigen, klaren Sonnenschein sichere, ruhige Anschaulichkeit und Urteilskraft zu eigen gemacht! Die Exaltation, deren Früchte in den dichterischen Werken des Mittelalters zu spüren sind, fehlt fast gänzlich, aber eine andere bemerkenswerte Tatsache ist den magyarischen Legenden eigen, nämlich, daß in ihnen das Christentum mit nationalen Elementen verbunden wird. Die Jungfrau Maria ist in den Hymnen nicht nur die Himmelskönigin, sondern zugleich auch die *Patrona Hungariae*^o. In den Legenden sind es die magyarischen Heiligen vor allen, die hervortreten.

Daß außer den Legenden auch schon zu dieser Zeit eigenartige Volkslieder vorhanden waren, beweist eine alte Schrift, die Lebensgeschichte des heiligen Bischofs Gerhardus. Als Fremder kam er ins Land der Magyaren und trug mächtig bei zur Bekehrung des Volkes. Vom König hochgeschätzt, lernte er die Magyaren kennen und lieben. Die Märtyrerkrone glänzt um sein Haupt, denn während einer Reise wurde er von heidnischen Ungarn überrascht und vom Berge bei Buda (Ofen), seitdem Gerhardusberg genannt, in die Tiefe gestoßen. In der erwähnten Biographie heißt es, daß er einmal auf Reisen war und eines Abends bei einem Bürger Unterkunft fand. Da hörte er den klappernden Lärm einer Mühle, er wunderte sich, da er nirgends in der Umgebung eine gesehen hatte. Das Weib, welches die Handmühle trieb, fing an zu singen. Der Bischof verwunderte sich und sprach zu seinem Begleiter: „Walter, hörst du wie das Lied der Ungarn klingt?“ — Und beide lächelten darüber. Gerhardus begab sich dann zur Ruhe, doch begann er bald wieder: „Walter,“ sagte er, „was für eine Melodie hat dies Lied, daß es mich zwingt, vom Lesen aufzuhören?“ — Walter antwortete: „Es ist eine eigenartige Liederweise; das singende Weib ist die Magd unseres Wirtes, sie mahlt den Weizen.“ — „Läuft die Mühle durch Kunst oder Arbeit?“ — Walter gab zur Antwort: „Durch Arbeit und Kunst, durch die eigene Hand der Frau getrieben.“ Da rief der Bischof: „O be-

^o Vgl. Fr. Riedl, *A magyar irodalom fölrányai*. Budapest 1890 (Die Hauptrichtungen der ungarischen Literatur).

wundernswertes Ding, wie sich das Menschengeschlecht hilft. Glückliche ist das Weib, das seinen Dienst so süß, so froh durch Lied und Dichtkunst erheitert verrichtet!“ Und ließ ihr eine nicht geringe Summe übergeben.

Leider ist von diesen Volksliedern nichts auf uns gekommen. Was die **Legenden** betrifft, so sind an erster Stelle die des ersten heiligen Königs zu erwähnen. Das höchste Symbol des Königtums, die Krone, und der schönste Beiname „apostolischer König“ wird durch die Sage verherrlicht, verinnerlicht. Als der edle **Stephan**, so erzählt die Legende, einst eine Gesandtschaft nach Rom zum Papste sandte, um seinen Segen für das Reich und eine **Krone** von ihm zu erbitten, da erschien in der Nacht dem Heiligen Vater ein Engel im Traume und verkündete ihm, daß eine Gesandtschaft zu ihm kommen werde aus fernem Lande, um eine Krone zu erbitten. Er möge die für einen anderen König bereitete Krone der fremden Gesandtschaft überreichen, denn deren Sender verdiene sie am ehesten. So geschah es auch. Und als der Papst von der aufopfernden Bekehrungsarbeit Stephans hörte, rief er: „Ich bin nur ein Nachfolger der Apostel, euer Stephan ist aber ein Apostel selbst.“ Und gab ihnen nebst der Krone das apostolische Kreuz.

Das Ideal des ungarischen Mittelalters ist aber der König **Ladislau**s der Heilige. Er ist nicht nur ein Heiliger, nicht nur ein heldenhafter Kreuzritter, sondern vor allem ein echter Magyar. In ihm ist die Tapferkeit der Heidenzeit mit der Ritterlichkeit des Mittelalters vereint; beides verbindet der mächtige Trieb der Volksseele, die nationale Idee.

Als **Heiliger** der Kirche steht er vor uns, in einer Legende, die darüber berichtet, daß Gott einst nach schweren, siegreichen Schlachten mit den heidnischen Kumanen eine fürchterliche Krankheit auf das ganze Land gesandt hatte. Es starb das Volk, wie von der Sense Schärfe Gras und Ähre sinken. Der König hielt Buße, bestreute sein schwergeprüftes Haupt mit Asche und flehte zum Allmächtigen, Er möge sich seines Volkes erbarmen. Da hörte er plötzlich, daß sich ein dumpfes Getöse seinem Zelte nähere; Männer, Frauen, Kinder und Greise kamen herbei in ungezählten Schwärmen, alle schrien, alle weinten.

Kein Wort verstand er im gräßlichen Getöse; da trat ein Alter aus der Schar und sprach im Namen aller¹⁰:

„König, ach geruh' in Deinem Lande umherzuschauen,
Und Du siehst Verheerung, Elend, Tod und Grauen:
Bald bist Du ein Hirte, ledig seiner Herden,
Magst dann König der wilden Tiere werden.“

Umsonst ist das Beten, Fasten, die Seuche steigert sich nur.

„Und was der Grund? Nun, wir erkannten's später:
Unsere eigene Torheit und die Schuld der Väter,
Daß wir ungetreu den alten Gott verrieten,
Der hieher uns führte aus dem Land der Skythen.

Jetzt ist unser Flehn zum neuen Gott vergebens,
Der erhält uns nicht die Kräfte unsres Lebens:
Stärker ist der alte Herrgott der Magyaren,
Zornerglüht straft er jetzt seine Scharen.

Drum geruhe uns, o König, zu erlauben,
Dich zu bitten: Schaffe ab den neuen Glauben,
Laß uns zu dem alten Gott zurücke kehren,
Bei den Quellen opfernd, gläubig ihn verehren.“

So der Alte. Der König aber schaut starr empor zum Himmel. Ein Schimmer umschwebt sein Haupt, sein Mund bewegt sich, er betet im stillen, Gott möge die Sonne seiner Gnade nicht dem Volke entziehen: „Strafe nicht ihre Blindheit, lasse ein Wunder geschehen, denn sie glauben, wenn sie sehen.“ Und sieh da! Er geht ins Zelt, holt seinen Bogen und einen goldenen Pfeil, geht auf eine Anhöhe, spannt den Bogen und die Sehne hallte mächtig, als der Pfeil entfloh. In die Erde bohrt er sich ein; der König eilt hin, zieht den Pfeil heraus und an dessen Widerhaken bemerkt er ein Blättchen eines wohlbekannten Krautes. Und er sprach: „Seht her! Gott hat uns

¹⁰ Nach J. Arany, Sankt Ladislaus' Kraut. Übersetzt von Sponer, s. o.



DER HEILIGE LADISLAUS BEFREIT DAS UNGARMÄDCHEN.

(Mit gültiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

ein Kraut gezeigt auf wundervolle Art, pflückt es, die Kranken werden davon genesen.“ So geschah es und das Volk, bestärkt im neuen Glauben, sehnte sich nie wieder nach den alten Göttern.

Wie in dieser Legende der wundertätige Heilige vor uns steht, so erblicken wir in einer anderen den Ritter, dessen Pflicht es ist, Frauenehre zu schützen. — Als Ladislaus noch Herzog war, geschah es, so erzählt die Legende, daß nach einer Schlacht der Gegner floh. Ein Heide hatte eine schöne magyarische Jungfrau mit sich geschleppt. Das sah Ladislaus. Obwohl er nicht unerheblich verwundet war, sprang er dennoch auf sein Streitroß und jagte dem Fliehenden nach. Es war eine harte Arbeit, denn der Heide gab seinem Pferde mächtige Hiebe. Als nur mehr die Länge einer Lanze zwischen ihnen war, rief er dem Mädchen zu: „Schöne Schwester, nimm den Heiden um den Leib und reiß ihn auf die Erde.“ Sie tat es. Nun wurde der Kampf am Boden fortgesetzt; endlich gelang es ihm, den Gegner zu bezwingen und die zitternde Jungfrau war vom kühnen Ritter befreit.

Und nun noch eine Legende! Die alten Magyaren erzählten oft davon, daß die Geister ihrer verstorbenen Helden sich auch in den Kampf einmengen. Dies ist das höchste und schönste Symbol des Gefühles der Einheit, einer Zusammengehörigkeit, die selbst nach dem Tode nicht erlischt. Auch der Sohn Etzels, Csaba, kommt mit seiner Schar den Magyaren öfter zu Hilfe; am Himmel sieht man auch den tollen Ritt der zu Hilfe eilenden Hunnenschar; ein langer, weißer Streifen — die Aufgeklärten nennen es die „Milchstraße“ — zeigt ihren Weg, die Hufe ihrer Streithengste wühlen den Staub auf am Wege, der sie auf die Erde führt. Dieser alte, echt heidnische Zug kommt nun auch in einer Sage von König Ladislaus vor, zum Beweis dessen, wie tief und ewig das Gefühl der nationalen Einheit lebendig war. — Hundert Jahre waren schon verflossen, so heißt es, seit der heilige König gestorben war und in der Gruft zu Nagyvárad (Großwardein) ruhte, da geschah es, daß die Tataren die östlichen Grenzen des Reiches angriffen. Standhaft hielten die Ungarn den Anprall auf, doch die überlegenen Kräfte des Gegners brachten ihre Reihen zum Wanken. Da ertönte ihr Ruf:

„Gott helfe uns und der heilige Ladislaus!“ — Mit erneuter Kraft warfen sie sich nochmals auf den Gegner. Der in seiner Gruft schlafende König hörte den Ruf, sah die große Not, er steht auf, umgürtet sich mit seinem Schwert, setzt die Krone aufs Haupt, tritt aus dem Grabe heraus. Am Hauptplatz der Stadt stand sein Standbild, Leben kommt ins eiserne Pferd, sein ehernes Standbild darauf fällt auf die Erde und der Heilige schwingt sich auf das lebendig gewordene Pferd. Durch Täler — bergauf, bergab — ging's im sausenden Galopp, unsichtbar dem menschlichen Auge, nur das grauenhafte Getrabe ward hörbar. Dort ist er schon inmitten seiner Helden. Ein fürchterliches Handgemenge entsteht; viele Tataren bleiben stehen, als ob ihre Füße Wurzel gefaßt hätten, viele fliehen, die meisten bleiben tot liegen. Die Gefangenen wurden in die Stadt gebracht und nahmen die heilige Taufe an. Einer von ihnen erklärte dann, daß sie nicht durch die tapferen Krieger besiegt worden seien, sondern von einer überweltlichen Erscheinung. Ein Ritter sei herangezogen, auf einem großen Pferde saß er, eine Krone schmückte sein Haupt, in der Rechten schwang er eine Streitaxt und ein blendendes Licht umströmte ihn. So etwas konnte man nicht ertragen. Kein Mensch war diese Erscheinung, denn über ihr schwebte eine Jungfrau, so licht, so hell wie die Sonne. So sprach der Tatar, die Ungarn aber sagten tiefbewegt: „Das war unser König Ladislaus und die Jungfrau Maria.“

III.

RENAISSANCE UND REFORMATION.

Balassa, der Minnesänger im XVI. Jahrhundert.

Das Erwachen des Ich, die Verinnerlichung der persönlichen Beziehungen zu Gott, zur Menschheit und zur Natur, diese Merkmale konnten wir in der durch den Heiligen von Assisi wachgerufenen geistigen Bewegung der Humanität feststellen. Die sich daran anschließende Bewegung des Humanismus, der Renaissance ist nur eine Weiterförderung,

eine Steigerung dieser Merkmale und die Erscheinungsformen sind neu. Vor allem steht die höchstmögliche Steigerung des Ichbegriffes fest. Ein Blick auf die Männer der Renaissance beweist dies. Der Mensch tritt aus dem Gefüge des Alls heraus, fühlt sich unumschränkt, ganz frei. So entstehen die starken Individuen, aber auch die gewaltsamen Charaktere, die Tyrannen. Ein Lorenzo Medici, ein Lorenzo il Magnifico, ist nur so begreiflich. Das Neue der Renaissance, die Entdeckung und Neubelebung der Antike, bringt natürlich einen starken, künstlerischen Sinn mit sich. Die Kunst blüht an den Höfen der Renaissance-Fürsten. — Am Throne Stephans saß zu dieser Zeit der König Matthias Corvinus. Auch ein Fürst der Renaissance, einer der großzügigsten. Starke, unbeugsame Willenskraft ist in ihm gepaart mit wahren Kunstsinn. Die Humanität des heiligen Franz war eine allgemeine, tiefinnerliche Volksbewegung; die Weltanschauung der Renaissance war anfangs nur in den oberen Schichten eingedrungen, erst später wirkten diese neuen Ideen gestaltend auf die Menschheit.

König Matthias lebte und lebt in den Vorstellungen seiner Ungarn aber nicht als der größte Renaissance-Fürst. Was den anderen Fürsten fast ganz fehlte, in ihm aber lebendig wirkte, das nationale Gefühl, dies verband ihn mit seinem Volke. Er ist der Sohn des Türkenbesiegers Hunyadi, er liebt seine Ungarn, führt glückliche Kriege, kümmert sich um das Wohl seines Volkes, geht oft verkleidet unter ihnen umher, um ihr Wohl und Wehe persönlich kennen zu lernen. Gerechtigkeit fordert er vor allem. So lebt er im Volksmunde. Das Sprichwort kennzeichnet dies auch: König Matthias ist tot, die Gerechtigkeit ist's auch!

Wie der Ichbegriff eine mächtige Steigerung durch die Renaissance erfuhr, so bekam das religiöse Gefühl einen starken Impuls durch die Reformation. Wie verhielt sich die magyarische Volksseele zu diesen neuen Bewegungen? Offenbaren sich diese auch in der Literatur? — Die Reformation verbreitete sich rasch in Ungarn. Der Nüchternheit, der Schlichtheit in den Anschauungen ist es zuzuschreiben, daß die Ideenwelt der Reformation, besonders die Auffassung Calvins, so rasch Boden faßte. Man nannte sie „den magyarischen Glauben“. Der kritische, fatalistische Zug der Lehre entsprach der seelischen

Gestaltung des Volkes. Gleichzeitig mit den neuen Lehren kam aber auch ein gewaltiger politischer Umsturz über Ungarn. Am Schlachtfelde zu Mohács (1526) war die türkische Macht siegreich. Die Blüte der Nation opferte ihr Leben dem Vaterlande. Die Widerstandskraft erlahmte. In der Nation selbst trat ein Zwiespalt auf. Ein Teil sah sich bedroht in seiner nationalen Einheit und Selbständigkeit durch den Westen, schloß sich daher willig den Türken an, in dem festen Glauben, die heiligsten Güter, die Freiheit und Einheit so erhalten zu können. Der andere Teil sah die große Gefahr im Osten. Die stete Eroberungssucht der Türken hatte in ihnen diese Befürchtungen wachgerufen. Während im westlichen Europa die Staaten sich zu entwickeln begannen und überall ein starker kultureller Aufschwung einsetzte, kam die schwerste Prüfung über Ungarn: das türkische Joch hundertfünfzig Jahre lang und Zwiespalt im Lande. Es zerfiel in drei Teile; im westlichen Teil regiert der Habsburgerkönig Ferdinand; die Türken hausen im Herzen des Landes; der östliche Teil, Siebenbürgen, steht unter einem nationalen Fürsten. All dies hemmte jeden geistigen Fortschritt, jeden kulturellen Aufschwung. Doch — und dies muß besonders betont und gewürdigt werden, dem ethischen Gehalt der Volksseele konnte dies nicht schaden. Die Zersplitterung des Reiches befestigte das nationale Gefühl; die Bestrebungen der Habsburger gegen die selbständige Entwicklung der Nation, entfaltete als Gegenwirkung eine regere Pflege und Ausbildung der magyarischen Sprache und Literatur; die großen blutigen Kämpfe riefen die alten, kriegerischen Tugenden wach. Zu diesen schweren politischen Verhältnissen gesellten sich die religiösen Bewegungen, die auf den ethischen Gehalt der Volksseele ebenfalls Einfluß hatten, indem sie zur Verinnerlichung, Vertiefung des religiösen Gefühles führten.

Die Literatur war bisher im allgemeinen mehr typisch. Der einzelne trat nicht hervor. Jetzt macht sich das Ich auch in der Dichtkunst fühlbar. Der Dichter drückt die allgemeinen, schlummernden Ideen und Gefühle aus, geläutert, gesteigert durch sein Ich. So steht vor uns der Dichter Balassa im XVI. Jahrhundert. Er ist ein echter Sohn seiner Zeit, unruhig, aufbrausend, kriegerisch, fromm; ein ewiges Hin und Her ist



DER DICHTER BALASSA.

Nach einem Gemälde aus dem XVI. Jahrhundert. — Im Besitze der
Familie Baron Balassa.

(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

ihm eigen, ein rastloses Auf und Ab. Ein Sohn dieser Zeiten, doch stets er selbst. Aus einem adeligen, vornehmen, zum Protestantismus übergetretenen Geschlechte stammend, erlernte er früh das Soldatenhandwerk. In unzähligen Kämpfen gegen die Türken erntete er Lorbeeren. Der Kampf ist sein Leben und — die Liebe. Die heftige, sinnliche, überschwengliche Liebe. In eine verheiratete Frau ist er verliebt; ehelicht seine Verwandte, ist unglücklich in seiner Ehe. Seine Familie bedrängte ihn mit endlosen Prozessen wegen nichtiger Kleinigkeiten und schwerer Anschuldigungen, Bedrückungen seiner Untertanen und anderem mehr. Er tritt zum Katholizismus über. Seine Ehe wird für ungültig erklärt. Da will er seine erste Liebe, die inzwischen Witwe geworden ist, heiraten; sie gibt ihm einen Korb. Die vielen Bedrängnisse, die seelische Unruhe, die verschmähte Liebe, all dies bewegt ihn dazu, auf freiwillige Wanderschaft zu gehen. So kommt er durch Polen bis ans Baltische Meer. Die ersehnte Ruhe findet er aber nicht. Die Heimat, der Kampf rufen ihn. Er eilt zurück und sein bewegtes, stürmisches Leben findet bald ewige Ruhe, denn in den Kämpfen gegen die Türken stirbt er den Heldentod, kaum vierzig Jahre alt.

Ein Bild der Zeit. Dieser tapfere Soldat, dieser leidenschaftliche Liebhaber, dieser freie Ungar, der mit der Natur so innig verbunden lebt, sich mit ihr eins fühlt, — mußte auch ein Dichter sein. Wie hätte er anders seiner zerrütteten Seele Linderung verschaffen können, wenn er nicht sein tiefstes Ich in offenerherzigen, tiefempfundenen Liedern ausdrücken vermocht hätte? Er singt betend:

„Hilf mir, mein Gott!
Laß mich in Hoffnungslosigkeit
Nicht verzagen.
Alles verließ mich, was sollt' ich denn tun?

Wie die Taube aus der Arche Noes
Ausgeflogen und trotz der großen Flut
Mit grünem Zweig zurückgekehrt,
So flog auch meine Seele zu Dir
In ihren großen Nöten, zu Dir
In Glauben.

Wenn einst Noe eine Taube aufnahm,
Wie könntest Du mich verlassen,
Den Dein Sohn erlöste!“

Heiße Liebe Sehnsucht, schmerzvollste Liebespein sind die zwei Motive, die in seinen damals nur im geheimen bekannten Liebesliedern, den sogenannten „Blumenliedern“, dichterisch verwertet werden. Sein zerrüttetes, sprunghaftes, zügelloses Wesen offenbart sich auch in diesen persönlichsten Ergüssen. Sein Herz ist dem späten Herbste ähnlich. Der Sonnenstrahl ist fahl, nebelig; kahl die Bäume, der Winter — das Bild der Vergänglichkeit — zieht heran. Dies Naturbild erfüllt seine diesem ähnliche Seele, als er sich von seiner Liebe verabschiedet und also spricht:

„Ohne Glück und Freuden
Unter großen Leiden
Fliehet trüb die Jugend hin.
Ungewohnt der Plage
Schwer das Joch ich trage,
Kaum, daß ich's imstande bin.
Nun die alte Zeit verfliegen,
Kam ein schwer Gewölk gezogen
Und gar traurig ward mein Sinn.

Wenn im Herbst das Tauen
Anfängt und die rauhen
Winde kalt und eisig wehn,
Bleicht das Laub im Walde,
Fällt herab und nur zu balde
Kahl und dürr die Bäume stehn.
Meiner roten Stiefel Spuren
Werden auf beschneiten Fluren
In dem Winter schnell vergehn.“

(Übersetzt von A. Perleberg)¹¹.

¹¹ Herr Dr. Artur Perleberg, k. ung. Ministerialrat in Budapest, hatte die große Güte, mir für diese Arbeit seine den Geist der Originaltexte vorzüglich wiedergebenden Nachdichtungen der hier anzuführenden schwer übertragbaren Gedichte aus dem XVI. bis XVIII. Jahrhundert zur Verfügung zu stellen. Es sei mir gegönnt auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen!

Einzig und eigenartig sind seine Soldaten- und Heldenlieder. Die Freuden, Vergnügungen, die kühne Wildheit des Soldatenlebens und die Begeisterung dafür verherrlicht er in diesen Liedern. Zum erstenmal wird durch ihn dieser urwüchsige, mächtige Trieb der magyarischen Seele dichterisch verherrlicht. Dazu gesellt sich etwas Neues: das tiefe Naturempfinden, dieser bemerkenswerte Zug dieser Zeiten. Der Held fühlt sich eins mit der Natur, schätzt und liebt deren Schönheiten und ergötzt sich daran. Wie in seinen religiösen Liedern Glaube und Hoffnung, so kommt in den Soldatenliedern das nationale Gefühl zum Ausdruck. Glaube und Schmerz über die zerrütteten Verhältnisse des teuren Vaterlandes sind die Grundstimmungen jener Epoche. Durch Glauben und durch selbstlose Aufopferung, Tapferkeit, kann der Heimat gedient werden. Dies ist die schönste Aufgabe und die höchste Pflicht. Deshalb soll der kühne, tapfere Krieger besungen, verherrlicht werden. Er sagt in einem seiner Soldatenlieder:

„Kann es Beßres geben
Als das Grenzerleben?
Auf der Erde weit und breit
Kommt der Frühling wieder,
Haucht der Vöglein Lieder
Frohe Lust und Heiterkeit.
Süß der Felder Düfte,
Taug frische Lüfte
Lächelnd uns der Himmel beut!

Unsre Herzen regen
Kühn sich, kommt entgegen
Uns der Feind mit einemmal.
Öfter zum Vergnügen
Wir uns selbst bekriegen,
Gilt es einen Probefall.
Mag das Blut auch fließen,

Kämpfen wir mit Spießen,
Röten unsrer Säbel Stahl. — — —

Zu den Promenaden
Uns die Wälder laden
Und die Wiesen groß und schön.
Krumme Wege schweifen,
Orte anzugreifen
Suchen, — heißt zur Schule gehn.
Sich im Kampfe schlagen,
Hunger, Durst ertragen —
Ist Vergnügen dies zu sehn.
Scharfer Säbel Schneide
Ist uns eine Freude,
Damit geht's: die Köpfe ab.
Wo wir kämpfen, ringen
Und das Feld erzwingen,
Mancher sterbend sich ergab.

Ihr! Die ohne Bangen
An die Grenz' gegangen,
Kühne, junge Heldenschar!
Die sich stark erwiesen,
Deren Nam' gepriesen
Stets im ganzen Lande war.
Tausendfach auf Erden
Mögt ihr glücklich werden,
Segne Gott Euch immerdar!“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

So konnte nur einer singen, der selbst ein Held war, der als echter Sohn seiner zwiespältigen Zeit im steten Hin und Her, dennoch im Glauben ergeben nur ein Ziel verfolgte: das Wohl seines Vaterlandes mit Wort und Schrift und Tat zu fördern — selbst mit dem Blute seines Herzens!

IV.

GLAUBE UND NATION.

Zrinyi, der Held und Dichter.

Das tiefe religiöse Gefühl und der patriotische Schmerz sind die zwei Flammen, deren Licht von jetzt an stets sich widerspiegelt in der Dichtkunst. Glaube und Nation sind die Hauptstoffe der Dichter. Der Staatsmann und der Dichter, der einzelne und die Allgemeinheit sind um diese zwei höchsten Güter besorgt. Glaube und Nation! Zwei urwüchsige Elemente der Volksseele, nur wurden sie in diesen Zeiten vertieft. Das religiöse Gefühl durch die Reformation und die darauf folgende Gegenreformation des Katholizismus; das Gefühl der Gemeinschaft, das Sich-Hingeben des einzelnen für das Allgemeine, das nationale Gefühl durch die zerrütteten politischen Verhältnisse. Glaube und Nation, diese Motive gaben den ethischen Gehalt und dadurch die Fähigkeit zur weiteren Entwicklung.

Aus einer Tugend kann durch Übertreibung Sünde werden. In diesen Zeiten geschah auch dies. Das bewußte Gefühl des Ich, des Wertes seiner selbst, das Gefühl der Freiheit mußte zur unrichtigen Auslegung und Deutung dieses Begriffes führen. Die Unumschränktheit, der Eigendünkel, diese Fehler entfalteten sich gewaltig. „Das ist eben unser Fehler,“ sagt der Staatsmann, Heerführer und Dichter Nikolaus Zrinyi, „daß wir unsere Freiheit derart auslegen, daß jedweder kleine Heiducke sich nicht gerne der Disziplin beugt. Wahr ist es, daß es nichts Schöneres auf Erden gibt als die Freiheit, aber ebenso wahr ist es, daß nichts auf der Welt die Freiheit besser erhalten kann als die Disziplin.“ — Was war nun die Ursache, daß dieser Fehler sich so stark entwickeln konnte? — Ein Blick in die Geschichte gibt darauf Antwort. Ungarn wurde von Wien aus regiert und die Regierung verstand die Seele des Volkes gar nicht. Ein alltägliches Beispiel zeigt uns im ganz kleinen daselbe. Ein Kind, welches Anhänglichkeit, Aufrichtigkeit besitzt, aber dem auch ein angeborener Hang zum Selbstbewußtsein eigen ist, kann nur in der Hand eines verständigen Lehrers, der die guten Eigenschaften dieser kindlichen Seele auch kennt, gedeihen und seine Kräfte entfalten. Wenn der Lehrer nur das

Sichselbstfühlen des Kindes sieht und seinen Eigenwillen um jeden Preis brechen will, so wird dies Gefühl entarten, wird Hartnäckigkeit, Trotz daraus entstehen. Dies war in diesen Zeiten der Fall. Die Zeit war reif zur Abschüttelung des Türkenjoches. Ungarns Anschluß an den Westen hätte inniger werden können; seine Kräfte nahmen zu. Man hatte aber kein Verständnis dafür. Die Kraft erweckte Eifersucht und die Macht, die durch die sich selbst wieder zurückgegebene Nation hätte gewonnen werden können, erkannte man nicht. Als Werkzeug, als Mittel wurde es nur betrachtet zur Sicherung des Westens. Der Graf Nikolaus Zrinyi, der als seine Lebensaufgabe die Befreiung Ungarns von dem Türkenjoch betrachtet hat, wurde nicht gehörig anerkannt. Die Nation sah sich verlassen, in ihren Hoffnungen enttäuscht. Zrinyi kannte die Seinen. Er weiß, daß die Zerspaltung des Reiches, die Religionswirren, das Sich-Gehenlassen tatsächliche Übel sind, aber man darf nicht kleinmütig sein, denn die althergebrachten Tugenden der Nation sind ein wahres Pfand der Möglichkeit zum Besseren, zum Fortschritt. Seht in die Vergangenheit, da bekommt ihr Mut für die Zukunft. Alles fürs Vaterland, einer für alle und noch: *sors bona nihil aliud*, — dies betonte er stets. Das über jedwede konfessionelle und eigene Interessen sich emporhebende nationale Gefühl, die richtige Organisation des Reiches, Förderung der Bildung, Treue zum König gepaart mit Ehrfurcht vor dem Gesetze, Entfaltung der inneren Kräfte, Anschluß an den Westen nach Abschüttelung des türkischen Joches, — dies waren die leitenden Ideen, denen er in seinen politisch-militärischen Werken und durch seine Taten Ausdruck verlieh. Auch als Dichter diente er diesen Anschauungen. Was anderes hätte wohl dieser Held dichten können als ein Epos, jene Gattung der Dichtkunst, deren Vorwurf das Erhabene, Großzügige, Mannhafte ist. In der Mitte des XVII. Jahrhunderts erschien dies klassische Werk. Den Inhalt dieser epischen Dichtung bildet die heldenmütige Verteidigung der Festung Szigetvár durch den Urgroßvater des Dichters, Nikolaus Zrinyi, und seine tapfere Schar. Beim Ausfall fanden sie alle den Heldentod. Die Folge dieser Waffentat war, daß die Türken ihren Weitermarsch gegen Westen einstellten. Sultan Soliman starb auch daselbst, wie der Dichter sagt,

durch die Hand Zrinyis. Dieser geschichtliche Stoff bekommt eine eigenartige Prägung durch die künstlerische Verwertung des Dichters. Vorerst wird der Stoff ins Erhabene gehoben und bekommt einen Rahmen durch das Heranziehen des Wunderbaren. Dann ist es der ideelle Kern, die Grundidee der Dichtung, die ihr höhere künstlerische Weihe verleiht; die Grundidee entspringt nämlich aus dem Ideengehalt der Zeit, ist mit ihm auf das Engste verbunden: Glaube und Nation.

Der Dichter führt uns in den Himmel. Gott schaut auf die Erde herab, durchmustert die Völker und sein Auge fällt auf die Ungarn, die abtrünnig dem alten Glauben, in Sünden verfallen sind. Heiligen Zorn fühlt er und entschließt sich, diese Nation zu bestrafen¹².

„Ach, daß ich so viel ihnen gab, mich reut's —
Ernährt' ich nicht an meinem Herzen Schlangen?
Doch einst gedenk' ich ihrer, daß sie bangen;
Es kommt der Rache Zeit, das Kreuz!“

Dem Erzengel Michael wird der Befehl erteilt, er möge eine Furie der Hölle zum Sultan Soliman senden, in der Gestalt seines verstorbenen Vaters, um ihn gegen die Ungarn zu reizen. Er werde dann mit großem Heere die Nation so lange bedrängen und drangsalen, bis ihr Sinn sich geändert hat:

„Und wenn sie zeitig nicht zu mir sich kehren,
So schweb' ob ihnen ewiglich mein Fluch!

Doch nähren jene wieder Reu' im Sinn,
Zum Leben führ' ich sie vom Tod der Sünden.
Weh Türke! Du sollst dann den Zorn empfinden:
Noch lebst Du; kehren sie, — dann bist Du hin.“

Die Türken bereiten sich tatsächlich zu einem großen Feldzug gegen Ungarn vor. Die Gelegenheit ist günstig, die Zwietracht, der moralische Verfall der Magyaren hat die Nation

¹² Übersetzt von H. C. G. Stier, Zrinyi und die Zriniade usw. Budapest 1876².

geschwächt. Der Sultan selbst stellt sich an die Spitze seines mächtigen Heeres.

„Bereit ist Soliman: er zieht von hie,
Wohin der Feind gebannt, mit Feuermute;
„Des Rosses Huf bad’ ich im Christenblute
Und Stadt und Burg — in Asche stürz’ ich sie!““

So sprach er und schon zieht sein Heer gen Westen.

„Im Sattel saß der große Kaiser starr,
Das Haupt mit weißem Linnenbund umwunden,
Drin Reiherfedern wohl zwei Reihen stunden;
Sein Antlitz bleich und greis des Bartes Haar.

Furchtbar und finster sandt’ er seinen Blick;
Wohl sah man’s, daß ihn drückte Sorgenschwere,
Daß er nur dacht’ an Glut und Waffenwehre,
Dem Christenvolke drohend Mißgeschick.“

Was für tapfere, kühne Krieger diese Feinde waren, beweist wohl am besten, daß der Dichter selbst vom Sultan dieses Lob spricht:

„Die Wahrheit sag’ ich; höret drum auf mich;
Ob Suliman auch Feind war unsren Fahnen,
Ob Heide auch, — nie rühmten die Osmanen
Sonst je sich solchen Herrschers sicherlich.

Solch Herr und Heer naht unserm Vaterland,
Es drohten uns solch finstre Wolkenschichten,
Nicht Ungarn bloß genügend zu vernichten,
Nein — drin die ganze Welt ihr Ende fand.“

Im Feindesland angelangt, entschließen sich die Heerführer der Türken, vor allem gegen die Festung Szigetvár zu ziehen, deren Hauptmann Graf Nikolaus Z r i n y i war. Sein Name war bekannt.



GRAF NIKOLAUS ZRINYI

der Held und Dichter. — Nach einem zeitgenössischen Stich des Johann Hofmann in Nürnberg. Darunter ein in deutscher Sprache verfaßter Lobvers über Zrinyi.

(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

„Die Türken zu verderben, g'nügte schon
Das eine Wort: es naht des Zrinyi Haufe.
Wie vor dem Wind die Wolke eilt im Laufe,
So lief der Türk' dann heimatwärts davon.

Gott war's, von dem er solche Macht empfing.
An einem Morgen — wie er immer tät,
Sooft die dunkle Nacht begann zu fliehen —
Lag Zrinyi vor dem Kreuz auf seinen Knien
Und seinem Mund entquoll ein fromm Gebet.“

Im inbrünstigsten Gebet dankt er dem Allmächtigen für das
viele Gute, das ihm zuteil ward:

„Doch mein Verdienst — wie ist's gering und klein!
Soviel der Schwalbe Mund vermag zu fassen
Gegen des Ozeans Flutenmassen —
So schwach ist's im Vergleich zur Gnade Dein.“

Er weiß, daß er mehr und mehr dem Grabe sich nähere.
Nur sein Volk, die Ungarn, möge Gott vor der Türken Macht
beschützen: „O steh uns bei und mach' uns mächtiger!“

„Also zu Gott hat Zrinyi still gefleht,
Drum tät' ihm er auch die Gewährung zeigen.
Zu dreien Malen schien sich ihm zu neigen
Das Haupt am Kreuz als Antwort aufs Gebet.“

Und die schwergewichtigen Worte ertönen aus der über-
irdischen Welt von der Lippe des Erlösers der Menschheit:

„Erhöret hab' ich, was Du inniglich
Von mir erfleht in Deines Herzens Falten.
Was Dich bekümmert, laß mich drüber walten
Und sei getrost: ich starb ja auch für Dich.

Bald nehm' ich Deinen edlen Geist zu mir,
Du wünschst ja selbst den Tod Dir bald zum Lohne.
Doch, daß noch heller auf dem Haupt die Krone
Dir strahle, — so gewähr' ich dieses Dir:

Als Märtyrer wirst Du Dein irdisches Leben im Kampfe mit den Türken vollenden. Doch der Sultan Soliman wird Dein Ende nicht mehr sehen; durch Deine Hand wird er sterben und viel tausend Türken werden verderben, bevor Du glorreich zu Mir gerufen wirst!“

So wird Zrinyi zum wahrhaft epischen Helden, der eine höhere Berufung hat, dessen Schicksal mit dem seiner Nation verbunden ist. Große, hehre Pflichten hat er zu erfüllen, von denen das Wohl seines Vaterlandes, seiner Nation, ja selbst der ganzen Christenwelt abhängig ist.

Die politischen und religiösen Wirren Ungarns hatten natürlicherweise auch eine Lockerung der moralischen Werte mit sich gebracht. Demgegenüber war auch eine bewußte Sehnsucht vorhanden nach einem neuen moralischen Gehaltsinhalt und eine tiefe Reue über den Verfall. Eine Rückkehr zu Gott ist notwendig, eine neue Auffrischung der alten magyarischen Tugenden, der Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Schlichtheit, damit Gott wieder versöhnt werde. Diese im Geiste der religiösen Neubelebung empfangene Idee bekam nun in der Dichtung Zrinyis künstlerisch-poetischen Ausdruck. Der Held Zrinyi will den zürnenden Gott, der sein gütiges Antlitz von den abtrünnigen, in Sünden verfallenen Ungarn abgewandt hat, wieder versöhnen. Ein Erlösungsakt spielt sich ab vor unseren Augen. Die Erlösung der Ungarn soll durch seinen Heldentod geschehen. Er will sein Volk erlösen durch sein eigenes Beispiel, durch die alte ehrwürdige Tapferkeit, durch den tiefen Glauben, durch das alles umfassende nationale Gefühl. Ein Gläubiger und ein wahrer Sohn seines Vaterlandes ist er. Sein Kampf ist ein religiöser und ein nationaler Kampf zugleich. Helden sind sie beide, die Türken wie die Ungarn; doch kämpfen jene bloß aus persönlichem Ehrgeiz, die Triebfeder des Heldentums der Ungarn ist das bewußte Sichhingeben für die Sache des Vaterlandes und des Glaubens. Nicht irdischer Lohn, nicht Strenge, Drohung, abergläubischer Fanatismus ist es, was sie beseelt, sondern die alten magyarischen Tugenden, die nationale Idee, denn diese nur können die in Sünden geratene Nation wieder erlösen. Schlachtenbilder, Lagerleben, Liebesszenen ziehen vor unseren Augen vorüber

und in allen diesen stehen sich die zwei Weltanschauungen gegenüber.

Der Kampf tobt und rast mit ungeheuren Kraftanstrengungen. Wie das Eisen durch des Feuers reinigende Flamme gestählt wird, so werden die althehrwürdigen magyarischen Tapgenden in der Hitze des Kampfes geläutert, zu neuem Leben erweckt. Zrinyi sieht es: die letzte Stunde wird für sie bald schlagen:

„Und also spricht er: Helden! Ihr erkennt
In welcher Lag' ihr Euch samt mir bewege;
Nicht Krieger bloß sind's, die der Türk' erreget,
Nein Feuer und Schwert und jedes Element.

Als Helden lebten wir, so sei der Welt
Als Vorbild hingestellt ein Heldensterben!
Ruhm unserm Namen wolln wir heut erwerben,
Den höchsten Ruhm auf blut'gem Schlachtenfeld.

So wollen wir (das Feuer frißt geschwind),
Sobald sich rötet uns der neue Morgen,
Der Burg entstürmen, die uns lang geborgen —
Zu zeigen, was wir waren, was wir sind.“

Die letzten Vorbereitungen werden getroffen. Zrinyi geht in den Waffensaal und

„Vom Nagel dann nahm er der Säbel Klingen
Vor allem einen liebt' er stets zu schwingen,
Den schnallt er um sein herrlich Prunkgewand.“

In diesen Momenten höchster Spannung werden wir wieder himmelwärts geführt. Der Rahmen schließt sich: wieder sind wir in Himmelssphären. Gott spricht zur himmlischen Schar, nicht „mit Menschenzungenlaut, vielmehr mit leuchtendhellem Gotteswillen.“ Die Selbstaufopferung Zrinyis und seiner tapferen Schar wird gnädigst angenommen; die Sühne, die Erlösung

der Nation soll vollbracht werden. Gabriel, der Erzengel, wird nach Sziget zu Zrinyi gesandt, um ihm und seinen Getreuen beizustehen und das durch Zauberkünste der Türken wachgerufene höllische Heer zu zerstreuen. Bewußt seiner zweifachen hehren Aufgabe, als Held zu sterben für das Wohl und für die Erlösung seiner Heimat, sieht er mutig den Geschehnissen entgegen:

„Wohl kennet Zrinyi seines Lebens Ziel;
Er zählt um sich fünfhundert kühne Streiter.
Die Feuersglut erträgt er nun nicht mehr,
Er stürmt heraus, mit ihm der Krieger viel.

Da sieht man Waffen Waffen zugekehrt,
Wo mordend sich der Held mit Helden dränget.
Mit Blut und Staub dringt Jammerschrei vermengt
Empor; es klirrt die Lanze, schwirrt das Schwert!“

Der greise Sultan Suliman schmäht mit Flüchen sein greises Haar, daß er auf Sziget zog. Auf ihn zieht Zrinyi selbst los. Nach entsetzlichem Kampf steht er vor ihm. Ein Hieb und er:

„Zerspaltet ihm den Arm; er stürzt zu Boden.
Mit einem Fluch entfloß des Sultans Odem,
Der solchen Stolz dem Leib im Leben lieh.“

Mit dem Fall des Hauptes brach auch die Macht der Osmanen zusammen. Das Opfer Zrinyis und der Seinigen vollzieht sich auch. Dicht umrungen von der Schar der Türken kämpfen die Helden.

„Wer ist's, der Zrinyi nahn zu dürfen meint? —
Von fern zwei Kugeln haben ihn getroffen.
Der Weg zur Stirn, ins Herz war ihnen offen —
Nun liegt er da, der treuen Schar vereint.

Engel steigen vom Himmel herab... Zrinyis Seele wird dorthin emporgetragen.

Und eine Seel' nimmt jeglicher mit sich,
Und führt sie vor des Gottesthrones Stufen.
Nun hört man schallen aller Chöre Rufen,
Und — schweigen heißen solche Klänge mich.“

Das war aus der Seele der ganzen Nation gesprochen!

V.

SCHWERE ZEITEN.

Rákóczi und die Kurutzen-Lieder.

Meinen Genius verwende ich stets für das Wohl meines Vaterlandes“, sagt der Dichter Zrinyi. Er tat es auch, obwohl er ebenso wie seine Nation stets unverstanden blieb. Das Reich schloß sich dem Westen an, um seine Mission besser erfüllen zu können, bei Wahrung ihrer Lebensinteressen, der Freiheit und Einheit. Die Ratgeber der Regierung taten aber so wie der nicht verständnisvolle Lehrer mit dem Knaben. Das selbstbewußte Kind wurde hartnäckig, kopfstützig und mit den Jahren fühlte er die Ungerechtigkeit, mit der er behandelt wurde. Als Rebellen betrachtete man ihn, obwohl er nichts anderes tat, als daß er seine eigensten, tiefsten Rechte als Individuum schützte. So bäumte sich die Nation gegen alles auf, was ihre Freiheit, ihre Verfassung, ihre religiöse Überzeugung bedroht hatte. Zuerst war es die religiöse Überzeugung der Protestanten, gegen die losgezogen wurde. Die Bedrückungen richteten sich aber allzubald auch gegen die verfassungsmäßigen Rechte. Diese Bedrückungen wurden derart gesteigert, daß sich eine innere, seelische Empörung fühlbar machte, die sich dann äußerlich im Aufstand eines großen Teiles offenbarte. Die Kurutzen, wie man sie nannte, verfochten anfänglich nur ihre religiöse Überzeugung, dann aber kam die größere Gefahr: die Einheit und Selbständigkeit des Reiches war bedroht und ihr größter, letzter Anführer Franz Rákóczi ist ein Katholik, vor allem aber ein Patriot. Ein halbes Jahrhundert lang dauerte dieser Kampf, doch nicht umsonst floß so viel Blut. Auch die Ratgeber des Wiener Hofes haben einsehen

müssen, daß die Ungarn alle ihr Blut aufopfern, aber von ihren verfassungsmäßigen Rechten nicht ablassen. Neue Wege wurden seitens der Regierung eingeschlagen.

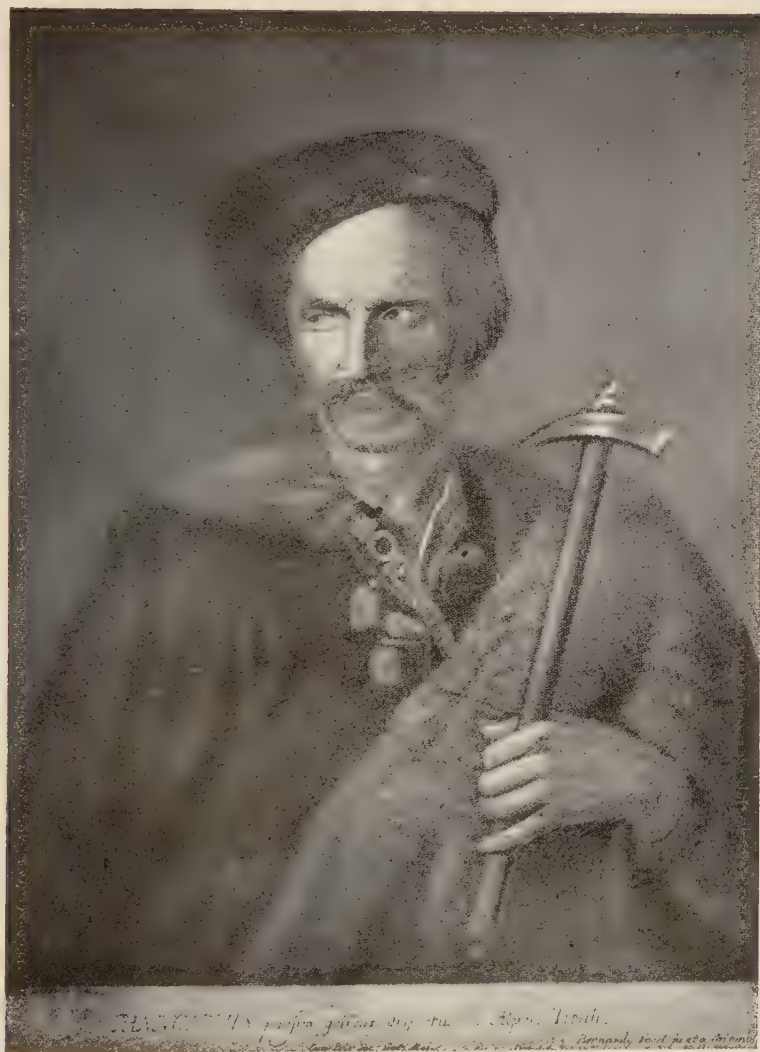
Wie innig diese Geschehnisse mit der Volksseele verbunden waren, beweist am besten die Tatsache, daß aus keiner Epoche so reiche Früchte dichterischen Schaffens vorhanden sind, als aus dieser. Die *Volkspoesie* dieser Zeit bearbeitet und gestaltet dichterisch die Gefühle, Bestrebungen und Ziele. Der wahrhaftigste und typischste Spiegel der Kurutzen-Seele sind diese *Kurutzen-Lieder*. Was für ein mächtiger Drang, was für tiefe, reine Gefühle darin verborgen sind, beweist am besten die Tatsache, daß zu deren Ausdruck die Dichtkunst sich mit der Tonkunst vereinigte. Die Kurutzen-Lieder wurden mit einem ungarischen Instrumente, dem *tárogató* (einer Art Klarinette von tieferem Klang) begleitet und dadurch der reine Gefühlsinhalt noch erhöht.

Die ersten Lieder trauern über den Tod Zrinyis. Er war ja ihr Vater, ihr Beschützer, ihre Hoffnung:

„Welch ein Fall, wie traurig!
Welch ein böß Geschicke!
Einstens froh und heiter
Lebten wir im Glücke.
Viele der Magyaren
Waren ihm ergeben
Nun ist er gestorben,
Nun ließ er das Leben!
Dir nur und sonst keinem
Trauten wir und glaubten;
Just Dich muß' der Tod uns
Von der Erde rauben!
Wer wird unser Hüter
Sein nach Deinem Scheiden?
Wer uns gen die Türken
Führen, gen die Heiden?“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

Dann ertönte die Klage über die gewaltsame Schmälerung der Verfassung und der Freiheit, über die verwerflichen



AUFSTÄNDISCHER KURUTZE.

Nach dem Gemälde des Johann Kupetzky.
(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

Lockungen mit „gemalten Worten und Versprechungen“. Die Verbitterung wuchs täglich und der Aufstand brach los. Anfänglich war alles planlos; doch unter der Führung Thökölys hatten die Kurutzen Erfolge. Als aber Wien (1683) belagert wurde, wandte sich das Schicksal und Thökölys Macht, sowie die Macht seiner Helfershelfer, der Türken, brach jäh zusammen. Er selbst wurde von den Türken als Gefangener nach Konstantinopel, dann nach Kleinasien gebracht und starb in der Verbannung. Seine treuen Gefährten wurden zerstreut, viele zogen ihm nach, andere haben ein vagierendes Leben geführt; einige trieben das kriegerische Handwerk als Landstreicher weiter, andere hegten noch Hoffnung auf eine günstige Wendung in der Sache der Freiheit. Ein tiefer, melancholischer Zug ist diesen Soldatenliedern der Flüchtlinge eigen. Entbehrung, Verlassenheit, Klagen sprechen aus den Liedern eines Herumirrenden, den die Sehnsucht auch zu seinem Herrn, Thököly, treibt. Das Lied lautet also:

„Komm' aus Siebenbürgen
Aus des Landes Mitten,
Hoch zu Roß mit einem
Burschen, der beritten.
,Schmeiß weg, lauf weg', heiß' ich
Meinen Kameraden
Und mich selber nenn' ich
Flüchtenden Soldaten.
Habe nichts verbochen,
Mög' es Gott bezeugen!
Und muß dennoch fliehen,
Hab' kein Heim zu eigen.
Habe nichts, wohin mein
Haupt ich könnte legen,
Nichts, wohin mein armes
Haupt ich könnte legen!
Weit in fremde Lande
Ist mein Herr gegangen,
Schrieb mir, ihm zu folgen,
So ist sein Verlangen.

In das Türkenlager
Hat es ihn verschlagen,
Will in schwarzem Sammet
Um ihn trauern, klagen.
Bis Mittag in schwarzem,
Rot am Nachmittage,
Dann am nächsten Morgen
Ich die Waffen trage.
Steig' zu Pferd und reite
Auf den schnellsten Wegen
In die türk'schen Lande —
Meinem Herrn entgegen.“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

Dort, in der Knechtschaft, im Exil, ist die Lage traurig. Hoffnungslos schauen sie auf die Wolken, die nach Westen, in die Heimat ziehen; nur in Gedanken können sie nach Hause eilen! Ein armer Flüchtling im fernen Türkenland singt:

„Schwarze Wolken senken
Dorten sich hernieder,
Dorten putzt ein schwarzer
Rabe sein Gefieder.

Warte, warte Rabe!
Tu mir den Gefallen,
Bring dem Bräutchen Grüße,
Vater, Mutter, — allen.

Ohne Mühe wirst Du
Ihre Wohnung finden,
Wo um Äpfelbäume
Sich die Rosen winden.

Glas die Tür; die Fenster
Gleichen Edelsteinen —
Blau ihr Auge, ihre
Locken gülden scheinen.

Fragt man, wo ich weile,
Sage, im Arreste
Liege ich in Eisen
In der türk'schen Feste.“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

Der erblaßte Glückstern der Kurutzen leuchtete aber alsbald hell. Franz R á k ó c z i, väterlicherseits von den Fürsten Siebenbürgens, mütterlicherseits von den Zrinyis stammend, sah, daß die Wiener Regierung das selbständige Sein Ungarns bedrohe. Ungarn sollte eine Provinz werden, die Rebellen, wie man sie nannte, vollständig unterdrückt werden. Die Nation erblickte in diesem für die heiligen Güter der Ungarn kämpfenden Manne den geeignetsten Führer. In ihm ist die Seele der Nation verkörpert. Was er fühlt, wonach er strebt, ist das Gefühl, das Bestreben aller! In einem Liede, ihm selbst zugeschrieben, ruft er:

„Nehm' mein Schwert in Christi
Namen, uns zu wehren,
Früher aber will ich
Gottes Namen ehren.

Sehe vielen Jammer,
Den wir Ungarn litten;
Helfe uns, Herr Christus,
Laß mich dies erbitten!

Aus dem Skythenlande,
Aus der Heidenpfütze
Hast Du uns geführt,
Hort uns Du und Stütze.

Laß uns unsern Feinden
Nimmer unterliegen,
Zeige Dich als unser
Herrgott, laß uns siegen.

Unsre Feinde trachten
Frech nach unsrem Leben,

Uns vertilgen von der
Erde ist ihr Streben.

Ungarn! Arme Waise!
Bist allein geblieben
Ohne Vater, Mutter, —
Ohne alles Lieben.

Doch ein wachsam Auge,
Schützt Dich, kein Verzagen —
Deine alte Freiheit
Lebt — es wird einst tagen.

Gott verläßt die Seinen
Nicht und hat Erbarmen,
Hegt uns Ungarn, schützet
Uns mit mächt'gen Armen!“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

G l a u b e u n d V a t e r l a n d, dies sind die Motive, die das Bestreben der K u r u t z e n kennzeichnen. Wahrheit, Gerechtigkeit, dies wollen sie erreichen, dies fordern sie. Das Waffenglück ist ihnen günstig; der stolze stattliche Kurutze ist zufrieden; unbändig kämpft er und selbstbewußt. Die L a b a n t z e n, wie man ihre Gegner nannte, waren ihnen verhaßt. Er fühlt sich ihnen im Kampfe überlegen und mit einem gewissen Stolz betrachtet er den Gegner. Eines der verbreitetsten Kurutzenlieder, ein feuriges Trinklied, das oft und oft in Begleitung mit dem tárogató im Lager gesungen wurde, sagt unter anderem:

„Auf Soldaten! Laßt uns trinken,
Guten Mutes singen,
Jeder möge drauf die Liebste
Froh im Tanze schwingen.

Wenn wir in das Tiefland ziehen,
Soll sich keiner grämen,
Wollen dorten den Labantzen
Mut und Kräfte nehmen.



FRANZ RÁKÓCZI II.

Von Adam Mányoki, ein Zeitgenosse Rákóczis; wirkte am Hofe dieser Familie, dann am sächsischen Hofe als Porträtist.
(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

Unser sind die Lande, an der
Theiß und Donau Wellen,
Was·verlor dort der Labantze?
Fort mit dem Gesellen!

Sieh wie die Dolmanen sich an
Die Kurutzen schmiegen,
An den Stiefeln glänzen Sporen,
Ihre Rößlein fliegen.

Stark die Arme, karmesin die
Stiefel an den Beinen,
Eingelegt die goldnen Säbel
Reich mit Edelsteinen.

Die Kurutzen, fein wie Spitzen, —
Perlen seine Frauen;
Die Labantzen grob, — die Weiber
Häßlich Nebelgrauen.

Mög' sich flüchten der Labantze,
Aus dem Land sich drücken,
Denn wir schneiden ihm ansonsten
Riemen aus dem Rücken!“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

Die Regierung — ohne Verständnis für die wahre Seele des Volkes und ihrer Gesinnungen — erschrak gewaltig, denn sie hatte das Reich eines so großzügigen Aufatmens für nicht mehr fähig gehalten. Es war noch Leben darin. Vorschläge wurden gemacht zwecks Verständigung, doch der Argwohn und das Mißtrauen hatten so tiefe Wurzeln gefaßt, daß diese keine Gewähr boten. Der Kampf dauert weiter mit wechselndem Glücke, bis dann im Jahre 1711 der Friedensschluß zu Szatmár diese Periode zum Abschluß brachte. Die Glaubensfreiheit und die Befestigung der verfassungsmäßigen Freiheit waren erreicht. Doch Rákóczi selbst konnte die angebotene Amnestie nicht annehmen, denn er wollte auch noch Garantien zur

Beständigkeit des im Friedensschluß Versprochenen haben.
Er ging in freiwillige Verbannung. Sein Abschiedslied
(wahrscheinlich späteren Ursprungs) lautet:

„Meine Wiege hegen
Tatest Du und pflegen,
Schönes Ungarland!
Ach, welch gräßlich Leiden,
Muß nun von Dir scheiden!
Deiner Flüsse Fließen,
Deiner Wälder Sprießen,
Deine Felder, Wiesen, —
Auf der heil'gen Erde
Sehe ich vom Pferde
Nimmer ihre Spur!

Herbstes Winde wallen,
Welke Blätter fallen,
Und der Winter bricht herein,
Nirgend wird mehr Leben sein,
Armes Vaterland!

Nichts kann mir im Leben
Neue Hoffnung geben,
Und ich fühle, wie mein Herz
Deinetweg wird brechen.
Mein geknechtet Vaterland.
Deiner Flüsse Fließen,
Deiner Wälder Sprießen,
Deine Felder, Wiesen, —
Auf der heil'gen Erde
Sehe ich vom Pferde
Nimmer ihre Spur!“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

Von nun an lebte er am Marmara-Meere in Rodosto; dort
hauchte er seine Seele aus. — Seinen Namen trägt ein
noch zu erwähnendes Gedicht, in dem in trüben, elegischen
Tönen die Verzweiflung und das Leiden der Kurutzen-Zeit
ausgedrückt wird. Eine eigenartige Melodie ist mit diesem

Gedichte verbunden; aus diesen Motiven entstand dann später
er auch von Liszt und Berlioz verwertete R á k ó c z i -
M a r s c h. „Die sturmbelegte Begeisterung, die stolze Ver-
weilung, die kriegerische Trauer“ könnte durch nichts besser
ausgedrückt werden als durch diese wehmütig stolze Melodie.
Das alte Gedicht lautet also:

„Ungarvolk! einst herrlich schön,
Wie muß ich jetzt Dich elend sehn
Durch des Feindes Tücke! —
Ach! was ist aus Dir geworden? —
Plunder, Scherbenstücke.
Botest einst berauschten Blicken
Wie ein schönes Bild Entzücken,
Ungarvolk!
Jetzt doch unter Geiers Krallen
Mußtest Du verbluten, fallen,
Armes Ungarvolk!
Wo ist Deine Kraft?
Bist gebrochen und verdorben,
Wann wirst Du der Ungar, welcher
Neues, Großes schafft?

Wehe unserm Lande,
Wehe uns und unsern Söhnen,
Allen, allen weh!
Die im Elend und in Nöten
Schmachten, stöhnen.
Witwen grämen sich und klagen
Und die Waisen tragen
Auch das Joch,
Während sie mit stummen Tränen
Sich den Tod ersehnen.
O wie lange?
Fragen bange
Alle; wird dies ewig währen?
Denn die Not ist groß im Lande
Und wird unser Heim verheeren.
Gott vom Himmel schau' hernieder,

Schütze und befrei' uns wieder.
Von den Feinden!
Die des Ungarn Größe neiden,
Uns vernichten.
Laß uns nicht das Opfer werden
Ihres Wütens,
Und beschütz' uns auf der Erde,
Daß für ew'ge Zeiten wieder
Ruhm und Sieg uns werde.“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

Das viele Blut war dennoch nicht vergebens geflossen. Die Lebensfähigkeit der Nation war bekundet, denn sie wußte ihre Lebensinteressen zu schützen und wollte diese um keinen Preis aufgeben!

VI.

ERWACHEN!

Gardisten in Wien und Csokonai.

Nach dem Friedensschluß, der den Kurutzenaufstand zum Abschluß brachte, 1711, kamen andere Zeiten. Was bisher mit dem Degen errungen worden war, sollte nun durch Treue und Hingebung weitergefördert werden. Nach einer solch mächtigen Volksbewegung mußte eine gewisse Ruhe eintreten. Maria Theresia setzte die Krone des heiligen Stephan auf ihr Haupt. Das Wort der schönen, klugen Königin ergriff das Herz der Nation und die legendenhafte Szene in Pozsony (Preßburg), der Ruf: „Unser Leben und unser Blut für den König“, kennzeichnet am besten die Stimmung. Während der Kurutzenkriege nahm die kulturelle Entwicklung des Westens einen mächtigen Aufschwung. Die Königin sorgte dafür, daß das Versäumte in Ungarn nachgeholt werde. Wien war der Mittelpunkt und das Vorbild in allem. Die Magnaten und edlen Herren ließen sich gerne von der neuen Sonne bescheinen; mit den althehrwürdigen Tra-



MARIA THERESIA.
Von Johann Fadrusz.
(Errichtet in Preßburg 1896, zerstört 1921.)

ditionen wurde gebrochen; die Sprache verlernt, neue Tracht, neue Sitten wurden eingeführt und angelernt. Das Fremde nur war vornehm, beliebt, begehrt. Bildung, Kultur und Ungartum trennten sich voneinander. Die mittlere Klasse und die Wissenschaft bedienten sich der lateinischen Sprache, die oberen und obersten der deutschen und französischen. Die Dichtkunst hat auch etwas zu berichten; je mehr sie schweigt, — um so mehr besagt sie. Die Volksseele schlummerte, die Erbitterung, die klagende Wehmut hielt sie im Banne. Die Neuerungen kamen zu rasch; es war nicht leicht, sich in diese hineinzufinden, ohne das eigenste Ich zu verletzen. Führende Geister, Anregungen gab es keine. Da geschah aber plötzlich ein Wunder. Die Königin hatte in Wien eine ungarische *Leibgarde* errichtet. Vornehme, junge Ungarn wurden nach Wien gebracht, da sahen sie, hörten sie, lernten sie viel Neues und mußten unbenutzt in die Arme der ihnen fremden Anschauungen, Richtungen, Bestrebungen fallen. Doch eben das Gegenteil geschah! Aus diesem Kreise entsproß die nationale Idee zu neuem Leben und kam in dichterischen Werken zum Ausdruck. Der Gardist Georg *Bessenyei* (1747—1811) war es besonders, dem der große Rückstand seiner Nation auffiel. Er betrachtete es als seine höchste Pflicht, dem abzuhelpen. Die damals neuen, modernen Ideen *Voltaires* und *Rousseaus* hatte er kennen gelernt und ihre Werke gelesen. Das waren seine Vorbilder. Er schrieb Gedichte, epische Werke, Dramen. Er wollte ein ungarischer *Voltaire* werden, doch etwas umgemodelt. Die magyarische Bildung, sagte er, sei europäischer, damit sie um so magyarischer werden könne. Der Klassizismus, die Aufklärung wird bei *Bessenyei* und in den Werken anderer seines Kreises, mit dem nationalen Element gemengt. Ungarische Motive, heimatliches Leben, typische Personen der Heimat treten in seinen Dichtungen auf. Jede Nation wurde nur durch die eigene Sprache gebildet und gescheit, sagt er; warum wird denn die ungarische Sprache und Literatur nicht gepflegt?

Mächtiger Widerhall folgte diesen Anregungen auch in der Heimat. Einige Geistliche und Lehrer, die sich an der Antike gebildet hatten, sagten: „Warum sollten wir den Klassizismus durch französische Vermittlung kennen lernen; gehen wir hin zur Quelle selbst.“ Sie dichteten im Stile des *Horaz*,

des Ovid und anderer Klassiker. Mit der Antike verband sie aber noch ein tieferer Zusammenhang. Das politische und das Soldaten-Ideal der Römer ist dem der Ungarn ähnlich gewesen; das rhetorische Element ist bei beiden stark ausgebildet; das allgemeine Interesse an den allgemeinen Sachen, also an der Politik, ist bei den antiken Völkern ebenso rege wie in Ungarn. Diese magyarischen Horaze haben in ihren in antiken Versmaßen verfaßten Werken das nationale Ideal verherrlicht, die moralischen Kräfte zu wecken versucht. „An die Ungarn“ ist eine Ode des Dichters *Berzsenyi* gerichtet. Da heißt es unter anderem:

„Ungar, so stark einst, nun auf des Sturzes Weg,
Siehst Du nicht, Árpáds Stamm, wie er entartet?
Siehst Du nicht der erzürnten Götter
Geißel, ob Deiner gesunkenen Heimat?

Denn alte Tugend, spartanischer Mannesarm
Kämpfte und blutete mitten im Schlachtensturm,
Ringend siegtest Du als Atride
Schwingend die Streitaxt von Erz in Händen.

Was ist der Ungar jetzt? Ein Sybaritenbild.
Fort seines Volkes glänzender Stempel, ach!
Und von dem Wall des gefallnen Landes
Baut er sich Schlösser zum weichen Ruhsitz.

Müd seiner Ahnen heimischer Heldentracht,
Müd ihrer Sprache — tauscht er mit fremder sie,
Tauscht seines Stammes Wächterseele
Feig mit dem Spiel von Kinderpuppen.

Aber, — so ist nun leider der Weltenlauf.
Siehe, wir schmachten nun längst unterm Drangsalsjoch,
Unsers Glückes Laune wirft spielend
Bald uns empor und bald lächelnd nieder¹³.“

¹³ Übersetzt von G. Steinacker, Ungarische Lyriker. Budapest 1874.

Dem großen Publikum war dies aber zu schwere Kost. Die Edelleute wohnten in ihren Landhäusern, lebten ihr eigenes Leben, ihr Gesichtskreis war eng, ihre geistige Nahrung ohne besondere Ansprüche. Sie lasen die zierlichen, lieblichen Barock- und Rokoko-Erzählungen in Versen des Dichters Gyöngyösi, eines Zeitgenossen Zrinyis. Geschichtliche Personen, beziehungsweise bloß Namen kommen in seinen Werken vor, aber alles wird nur aus einem Standpunkte betrachtet, aus dem der Liebe. Allegorien, sinnige, liebliche Liebesgeschichtchen waren da geboten; es waren dies Rokoko-Püppchen im Vergleich mit dem mächtigen, kraftstrotzenden Standbild, wie es Zrinyi schuf. Diese leichte Kost schmeckte. Und so haben einige Schriftsteller und Dichter diese Vorbilder nachgeahmt. Romane in der Art der deutschen Ritterdramen, galante, zierliche Erzählungen wurden die Kost des großen Publikums; der Unterschied lag darin, daß sie den Anschein hatten, als „würden sie nicht in den niedlichen Salons der Précieuses erzählt, sondern im Wartezimmer einer Husarenkaserne.“ Auch wurde darin offen oder in verhüllter Form gegen die Sünden der Zeit losgezogen: gegen den Eigendünkel, gegen die fremde Sprache, fremden Sitten und das packte die Seelen der Lesewelt. — Das josephinische Zeitalter hatte im Namen der Aufklärung die Germanisation mit allen Waffen durchzuführen getrachtet. Da konnte man nur in solch verhüllter Form die schlummernden Hoffnungen, den bangen Kummer der Nation zum Ausdruck bringen. Zu lyrischen Ergüssen war dies nicht der richtige Augenblick. Und wahrlich nur ein einziges lyrisches Talent blüht. Als ein herumwandernder Volkssänger der alten Zeiten bringt er Fröhlichkeit und Witz überall hin, obwohl in seinem Innern der bittere Ernst der Umstände, getäuschte Liebe, Kränklichkeit und sein unruhiges Temperament als ein ewiger Gefühlssturm weht. Es war dies Michael Csokonai (1773—1805) aus Debreczen.

Drei Jahrzehnte nur konnte er auf Erden wandern und dennoch sehen wir eine reichhaltige Persönlichkeit vor uns. In seiner intimen subjektiven Lyrik offenbart sich dies mannigfaltige Wesen: feurig, empfindsam, verliebt, hoffnungslos, in sich gekehrt und tiefdenkend. Er singt:

An Lilla.

„Lilla! Ein Wort genügt,
Um Dir's zu sagen,
Daß ich Dich — liebe.

Aber alle Sprachen, alle Wörter,
Alle Bilder, die je ein Dichtergeist
Zum Ausdruck bringen könnte,
Sind eng und klein und nichtig,
Um Dir zu sagen:
Warum ich Dich liebe.“

Doch viel öfter spürt er die Liebespein. Er ist in seinen Liebesliedern den Spuren ausländischer Dichter gefolgt; in all diesen ist viel Gekünsteltes, Empfindsames zu finden, dennoch tritt seine Persönlichkeit in stets eigenartiger Weise hervor. So spricht er in einem „An die Rosenknospe“ betitelten Liede eine Knospe an, die nur für seine Geliebte bestimmt sein darf. Die unmittelbare, duftige Art und Weise des Vortrags, die Wendungen, wie sie das Volkslied liebt, verleihen diesem Gedichte einen besonderen Reiz. Es lautet:

„Rosenknospe, öffne freundlich
Deinen Kelch, laß ihn erblühn, —
Schon begrüßen Frühlingsdüfte
Dich, die aus den Sträuchern ziehn.

Ach, wie wird das Gärtchen prangen
Stolz auf Deinen Zauber sein,
Und wie wird man nach Dir langen,
Dich begehren, Dich allein.

Laß Dich brechen, süße Rose!
Jetzt in Deiner vollen Zier,
Denn erblicken Dich die Mädchen
Lauern buhlend sie nach Dir.

Nein, kein sprödes Mädchen stecke
Dich ins Leibchen, an die Brust,
Der Dich setzte, dessen Julchen
Beut Dir neuer Heimat Lust.

Dort in ihrem Garten blühe,
Dort für sie, die doppelt schön —
Deinen Duft hauch' in die Lüfte,
Süß durch ihres Atems Wehn!“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

Am besten kommt des Dichters Persönlichkeit in den Gedichten elegischen Tones zum Ausdruck. Diese tiefühlende Bohèmenatur hat den elegischen Zug am mächtigsten dichterisch offenbaren können, da eben dieser Zug der tiefstwurzelnde seiner Seele war. Ein starkes Naturempfinden, vereint mit einer bilderreichen Einbildungskraft, gesellt sich zu der elegischen Gefühlswelt, die im Gedichte „An die Hoffnung“ das eigenste Wesen Csokonais offenbart. Er sagt:

„Die du Erdgebornen
Strahlst aus Himmelshöhn, —
Hoffnung! blind und trügend,
Göttergleich und schön!
Du, der der Verlaßne
Schaffend Leben schenkt,
Zu der, wie zu Engeln
Er die Blicke lenkt.
Was soll Deiner Lippen Lächeln?
Warum winkst Du mir?
Gaukelst vor mein Auge flücht'ge
Freuden für und für.
Laß mich — Deine Stütze
Nein, die brauch' ich nicht,
Kann Dir nimmer glauben,
Was Dein Mund auch spricht.

Schmücktest mit Narzissen
Meines Gärtchens Beet,

Bächlein netzten meine
Bäume früh und spät.
Frühling ward's und Blüten
Über tausend Stück
Ließen mich erschauern
In des Himmels Glück.
Und es flogen die Gedanken
Bei des Morgens Schein
Wie die ems'gen Bienen zeitig
In den Rosenhain.
Eines muß' ich missen,
Bat drum himmelwärts,
Hab's dann auch bekommen —
Meiner Lilla Herz.

Ach, die schönen Rosen
Sind nun im Verblühn,
Meine Quellen, Bäume
Trocken, dürr, dahin, —
Lenzeslust und Freude
Sind nun eingeschnit,
Andern dämmert, leuchtet
Meine schöne Zeit.
O wär' Lilla mir geblieben
Sie nur, sie allein,
Nimmer würd' ich jetzo klagen,
Trüb mein Lied nicht sein.
Ich vergäß' in ihren Armen
All mein ganzes Leid
Und ich würde keinem neiden
Perlen und Geschmeid.

Ach verlaß mich, Hoffnung,
Lasse von mir ab,
Denn die Not, die Trauer
Bringt mich so ins Grab.
In dem Jammer schwinden
All die Kräfte mein, —
Gott nimm meine Seele,

Erde mein Gebein! —
Ausgebrannt das Feld, die Wiese
Ohne Blumenpracht, —
Schmucklos kahl der Hain, die Auen,
Ringsum düstre Nacht. —
Süße, weiche Trillen
Bunte Phantasien,
Hoffnung, Lust und Lillen
Zieht dahin, dahin!“

(Übersetzt von A. Perleberg.)

Seit dem Auftreten Bessenyeis können wir eine regere Beeinflussung und Befruchtung der Literatur durch die geistigen Strömungen des Westens bemerken. Was für einen Einfluß haben diese neuen Gedanken und Gefühlselemente auf die magyarische Seele? Inwiefern werden diese umgeändert, angepaßt, weitergefördert? — Im ausgehenden XVIII. Jahrhundert ist es die *E m p f i n d s a m k e i t*, die als allgemeines Gut der Gefühlswelt des Westens betrachtet werden kann. Die Aufklärung war eine Emanzipation auf allen Gebieten des Lebens, ein Hinweis auf die Vernunft; diese Emanzipation wurde aber auch auf die Gefühlswelt ausgebreitet durch den Hinweis auf das Herz. Rousseau war es, der, auf die Natur hinweisend, die Tiefen des menschlichen Seelenlebens aufrollte und das Recht des Einzellebens betonte. Dadurch wurde er auch ein Vorkämpfer der Aufklärung, des Klassizismus. In diesen Ideen war aber auch gleichzeitig der Keim der romantischen Weltanschauung verborgen. Das Individuelle und Geniale, das rein Gefühlsmäßige und Instinktive kam zur Vorherrschaft. *V e r s t a n d* — *G e f ü h l*, dies sind die zwei Antipoden. Die Empfindsamkeit ist ein Vorläufer der Romantik. „Dem stummen, unklaren Gefühl von Tausenden hat der Werther Goethes in seinem glühenden Naturempfinden, seinem markdurchwühlenden Sehnsuchtsdrange das die Spannung lösende Wort gegeben.“ Ein Werther-Fieber ergriff auch Ungarn; doch ist die andersartige Erscheinung der Empfindsamkeit hervorzuheben. Die Nüchternheit der magyarischen Volksseele betonten wir öfters; auch sahen wir, daß sich darin zur Zeit Zrinyis infolge der schweren Mißverständnisse

und der Zerrüttung eine stolze Verdrossenheit geltend machte; diese Verbitterung, dies Betrübniß erhielt in der Kurutzen-Zeit eine mächtige Gefühlssteigerung, die in ihr einen melancholischen Zug wachrief, wie ihn auch die Volkslieder und Melodien aufweisen. Es ist dies aber keine Sentimentalität, die nach außen gerichtet ist, um auch andere zu rühren. Die Melancholie der Ungarn ist ein ruhiges Schauen in die Weite, wobei die Gedanken stets in der Vergangenheit herumirren und dort viel Leid und Betrübniß erblicken; zu diesem Schauen ins Weite gesellt sich ein Schauen in das eigene Innere und da genügt eine Kleinigkeit, um die trübe Stimmung zu nähren, zu steigern — das ist die Melancholie. Die Empfindsamkeit ist ein beständiges Motiv, ein langanhaltender Gefühlszustand. Die Melancholie tritt plötzlich auf, eine kleine Gedankenverbindung weckt sie, kann aber ebenso plötzlich aufhören, um einer heftigen, grenzenlosen Fröhlichkeit Platz zu machen, wie dies in der Musik der Magyaren auch der Fall ist; nach traurigen, weichen Melodien folgen sofort feurige, rasche Melodienmotive. Ein altes Sprichwort drückt dies aus: Unter Tränen unterhält sich der Magyar! —

VII.

DIE BLAUE BLUME DER ROMANTIK.

Kisfaludy.

Die allgemeine empfindsame Richtung führte zur Romantik. Mit der Alleinherrschaft des Gefühls verband sich naturgemäß der ausgeprägte Individualismus der Romantik. Die Neubelebung des Mittelalters war nun eine notwendige Folge, da hier ein schrankenloses Schwelgen der Phantasie und der Gefühlswelt geboten ist. Ein dunkler Schleier verleiht diesen alten Zeiten ein eigenartiges Spiel der Farben und war somit der geeignete Boden, dem die „blaue Blume der Romantik“ entsproß. Das Völkische, das Nationale wurde wachgerufen und gab den Künsten und der Literatur jener Zeiten Stoff, Inhalt und Gehalt.

Die ungarischen romantischen Dichter hatten die Literatur mit der Nation wieder verbunden. Sie fanden wieder einander in dem allgemeinen Geist, den die Leserwelt in der Dichtkunst entdecken konnte. Ein Beweis hiefür, daß die romantische Gefühls- und Geistesrichtung sich in vielen Punkten mit der Volksseele berührte. Das nationale Bewußtsein, der Stolz auf die geschichtliche Vergangenheit waren stete Merkmale der Volksseele; die dichterischen Bearbeitungen alter Sagen und Geschichten in Versen, Romanen und Dramen waren höchst willkommen.

Die romantische Welt mit ihren empfindsamen Liebesliedern, mit ihren Bearbeitungen historisch-romantischer Geschichten, mit dem oft bis zur Manier ausartenden Spiel mit den Gefühlen spricht aus den feurigen, sinnlichen Liebesliedern, ritterlichen Sagen und historischen Dramen des Dichterpaares Kisfaludy. Alexander, der ältere (1772—1844), Sprosse einer wohlhabenden adeligen Familie, hat als Offizier seinem Vaterlande gedient, vorerst in der ungarischen Leibgarde in Wien. Bald tritt er zur Kampftruppe über und nimmt teil an den Kämpfen gegen Napoleon in Italien. So lernte er die Welt kennen und bekam durch Petrarcas Dichtungsart Anregung zur dichterischen Äußerung seiner Gefühlswelt. In den 400 Liebesliedern Himfys besingt er seine eigene klagende und glückliche Liebe. „Was im Menschen ist, das kann durch ihn nur dichterisch zum Ausdruck gebracht werden“, sagt er. Aus jeder Zeile dieser Lieder hören wir die innerlichsten Liebesoffenbarungen. „Liebesepigramme“ sind es, in denen die mannigfaltigsten Nuancen des Liebesgefühles besungen werden. Eigene Erlebnisse, Liebesabenteuer, besonders die Liebe zu seiner späteren Frau, gaben Anregungen dazu; nach seiner Verhehelichung singt er dann von der glücklichen Liebe. Der eigentliche Rahmen der Lieder ist sehr einfach und kurz. Himfy, ein edler Ungar, ist in Liza, das Edelfräulein, verliebt, doch sie ist kalt ihm gegenüber; da zieht er in den Krieg, um Ruhe oder Tod zu finden. Keines findet er. Schon denkt er an Selbstmord, doch die Hoffnung hält ihn davon ab. Er kehrt zurück, doch da erwartet ihn neue Enttäuschung, denn er glaubt, das Herz Lizas gehöre einem anderen. Dies der Rahmen der „klagenden Liebe“. In der „glücklichen Liebe“ stellt

sich das Mißverständnis heraus; Liza liebte ihn immer. Sie heiraten und leben in vollstem, reinstem Glücke miteinander.

Wie er es versteht, diesem einzigen Gefühle die verschiedensten Stimmungen abzugewinnen und dichterisch Ausdruck zu verleihen, beweisen einige Lieder¹⁴.

„Wie der Hirsch, der schwer getroffen
Von des Jägers sicherm Pfeil,
Flieht — zu spät — die Wund' ist offen,
Und er findet nirgends Heil;
So hab' ich mich abgewendet,
Als ihr Aug' in meines sah;
Doch schon war der Pfeil gesendet,
Schon das Weh im Busen da.
Aber, ach, mein scheues Rennen
Mehrt des Giftes tödlich Brennen!
Weh, du armes, trübes Herz,
Nie enteilst du deinem Schmerz.

Du, des Daseins höchster Geber,
Der Du uns ins Leben rufst,
Du, der Welten Allbeleber,
Der der Menschen Herzen schufst,
Warum hast Du mir's erlesen,
Dieses liebeglühend Herz?
Besser wäre mir's gewesen,
Hättest Du's geformt aus Frz.
Vater dieser Welt! nicht räche,
Wenn ich sinnverwirret spreche,
Den Verstand entriß mir sie,
Richte mich nicht, richte sie.

Wie kann ich mein Leben tragen,
Meines Schicksals herbe Last?
Bin so weit von Dir geschlagen,
Die Du mich beseelet hast;

¹⁴ Übersetzungen von Mailáth, Steinacker, Tretter in Fr. Toldy-Fenyéry, Handbuch der ungarischen Poesie, Band II, Pest 1828; Joh. Graf Mailáth, Magyarische Gedichte, Stuttgart 1825; G. Steinacker, Ungarische Lyriker, Leipzig 1874.

Bist die Seele meiner Taten,
Einzig leb' ich nur in Dir.
Nimmer kann ich Dein entraten,
Und bin doch so ferne hier!
Dein geheimnisreiches Walten,
Liebe, niemand wird's entfalten!
Rätsel bleibst Du ewiglich.
Liebe, wer ergründet Dich?

Seit der Himmel den Gefilden
Ew'ger Nacht entschwunden war,
Kam aus Gottes Hand, der milden,
Noch kein ähnlich Augenpaar.
Meines Lebens Weh und Wonne
Hängt von diesen Augen ab,
So wie von dem Lauf der Sonne
Aller Wesen Sein und Grab.

Wie Zephire sich zerstreuen
Flatternd durch das Blumental,
Schwebt sie in der Tänzer Reihen,
In der Lese, auf dem Ball.
Ach, wie edel war ihr Gehen!
Königlich war jeder Tritt,
Wie gerundet jedes Drehen,
Leicht und zierlich jeder Schritt.
Und des Mundes atmend Leben,
Und des Busens schnelles Heben
Wieviel Herzen, die sie sahn,
Legt sie tausend Fesseln an.

Ihre Stimme hört' ich klingen,
Hört' die Töne silbergleich!
Philomelens klagend Singen
Ist so himmlisch nicht, so weich.
Die Natur schien ihr zu lauschen,
Liebend sich zu ihr zu neigen;
Quellen hörten auf zu rauschen,
Kein Geflüster in den Zweigen.

Jedes Vogels Lied verstummte,
Nicht das fernste Bienchen summt,
Zephyr hörte auf zu fächeln:
Und der Schmerz begann zu — lächeln.

Euch, ihr Musen, ehrt die Süße,
Will Euch ganz zu eigen sein,
Schickt der fernen Freundin Grüße
Streut im Briefe Verse ein;
Sie erfreut sich der Gesänge
Schön von Dichtern ausgedacht;
Meiner Laute trübe Klänge,
Die nur nimmt sie nicht in acht;
Magst vielleicht zu düster rauschen,
Daß sie niemals dir mag lauschen.
Rührt sie, ach, dein Klagen nie!
So verstumm' — was singst du sie? —“

Nach den klagenden Liedern besingt er die überschwenglichen Gefühle der glücklichen Liebe.

„Anders ist der Welt Gesicht,
Anders ist des Schicksals Walten,
Anders sing' ich ein Gedicht,
Seh' ich alles sich entfalten;
Anders fühl' ich jetzt das Leben,
Selig bist du, Seele mein,
Götterkraft ist mir gegeben,
Höher fühl' ich jetzt das Sein.
Neu bin ich, was mich umgibt,
Denn ich lieb' und bin geliebt.
Anders flieget jetzt die Zeit,
Seit sie mir sich ganz geweiht.

Nach den Menschen, nach der Sitte
Richt' ich nicht mein Leben ein;
Nach der Schule strengem Tritte
Darf nicht, was ich dichte, sein.
Wie ich's denke, wie empfinde,



DIE ERSTEN ZEITGENÖSSISCHEN ILLUSTRATIONEN (1807) ZU DEN WERKEN DES
DICHTERS ALEXANDER KISFALUDY.

1. Die klagende Liebe.

2. Die glückliche Liebe.

(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

Leb' ich meine Tage fort,
Wie ich es im Herzen finde,
Tönt im Harfenklang mein Wort.
Lebend, dichtend, o Natur!
Folg' ich einzig deiner Spur.
Was nicht ist, erkünstl' ich nicht,
Spreche, wie mein Herz es spricht.

Staune nicht, daß immer Liebe
Rauschet meiner Harfe Lust;
Alle schönen, süßen Triebe,
Alles Gute in der Brust,
Was auf dieser Erde Weiten
Atmet, wirkt, bindet, hält,
Was im Wechsellauf der Zeiten,
Wundervolles zeugt die Welt:
Blumen, die die Felder weisen,
Sterne, die am Himmel kreisen,
Woher quillt ihr Zauberleben?
Sie, die Liebe, hat's gegeben.

Menschenbrust, sie kann nicht sein
Ohne Atmen, ohne Luft;
So sinkt, nennt' ich sie nicht mein, •
Auch mein liebend Herz zur Gruft.
Was die Seele unserm Leben,
Ist der Holden Liebe mir;
Will sich so mit mir verweben,
Daß ich sterbe ohne ihr.
Bis nicht meine Liebe bricht,
Beb' ich den Gefahren nicht.
Steh' ich in der Liebe Schutz,
Biet' ich allen Stürmen Trutz.“

Was für eine begehrte literarische Nahrung boten diese Lieder dem adeligen Mittelstande jener Zeit. Das war ihre Welt! Alles Liebe, alles Gefühl, Lied und Melodie. Diese romantische Stimmungswelt wird mit der romantischen Geschichtsauffassung vereint in den „S a g e n“ des Dichters. Die Romantik des

Adelsstandes alter Zeiten steht vor uns in diesen, damals sehr beliebten und gelesenen Sagen. Es war dies ein bewußtes Abwenden von der Gegenwart, um dem Triebe der Phantasie besser folgen und sich in die dunkle Vergangenheit hineinleben zu können. Wie schön waren diese Zeiten im Vergleich mit der unterdrückten, leblosen, farblosen Gegenwart! Nach diesen neubelebten edlen Gestalten, nach dem nationalen Geist, nach dieser rührigen, melancholischen Stimmung sehnte man sich.

„Setze her dich zum Kamine,
Siehst Du, wie sein Feuer glüht!
Von Schloß Csobáncz, Liebe, Traute,
Höre dieses alte Lied¹⁵!“

Sofort sind wir in romantischer Stimmung. Alle diese Sagen sind einander ähnlich. Die bewährten Wendungen und Gestalten der Romantik kommen darin vor. So wird in der „Csobáncz“ betitelten Sage vom Helden Ladislaus berichtet, der von seiner Braut Rosa, der edlen Herrin der Burg Csobáncz am Plattensee, Abschied nimmt, um mit dem Heere des Königs Matthias in den Krieg zu ziehen. Der böse Nachbar benützt die Gelegenheit, um die Hand und besonders das Schloß Rosas für sich zu gewinnen. Ein falscher Bote wird zum Mädchen gesandt, der ihr vom Heldentode Ladislaus' berichtet und gleichzeitig seinen letzten Wunsch übermittelt: sie möge dem Nachbar ihre Hand geben.

„Wie im Herbst die Lilie welket,
So die Arme kummerschwer;
Es erlosch die Glut des Auges,
Selbst die Träne floß nicht mehr.“

Der totgemeldete Bräutigam kehrt jedoch ruhmbedeckt vom Kriege zurück. Böse Vorzeichen machen sein Herz bange. Er kommt an, doch „schon vor ihm, dem kühnen Helden, hatte der Tod Rosa in seinen Schoß genommen“.

¹⁵ Übersetzt von J. Petz in Toldy-Fenyéry, Handbuch usw. B. II., s. o.

Der romantischen Richtung war auch der Bruder des Dichters, Karl Kisfaludy (1788—1830) zugetan, der sich ausschließlich der Literatur widmete, doch war sein Romantizismus mit starkem Sinn für die Wirklichkeit vermengt. Die Nüchternheit, die ruhige Anschaulichkeit, der Wirklichkeitssinn des Magyaren sind in ihm stark ausgeprägt. Seine Lieder sind nicht nur Empfindung, sie haben mit den Volksliedern viel Ähnlichkeit. Einige sind sogar Eigentum des Volkes geworden. Seine „Liederquelle“ sagt:

„Freude erzeugt den Klang, es erzeugen ihn Tränen und
Schmerzen;

Auf der grünenden Flur singt Philomele ihr Lied.
Fern nicht stehen die Lieder, wenn Kraft sich und Liebe
vereinen,

Heißt Dich sprechen Dein Herz, wird Deine Rede
Gesang¹⁶!“

In den Volksmund ist dies Lied übergegangen¹⁷:

„Hej! Du Veilchen, schönes Veilchen,
Niemals willst auf mich Du sehen?
Könntest doch in meinen Augen
Deines Herzens Bild erspähen.

Streif zurück die braunen Haare,
Will ins Angesicht Dir schauen!
Schau es wohl zum letzten Male,
Da mir bald das Grab wird grauen.

Wär' ich eine rote Rose,
Welkte ich in Deinem Schoße,
Aber Deines Herzens Härte
Machte mich zur weißen Rose.

Geh' hinaus nicht auf die Wiese,
Wo ich weinend heut' gesessen;
Von dem Taue meiner Augen
Würdest Dir die Füße nassen.

¹⁶ Übersetzung von Malláth, Magyarische Gedichte, s. o.

¹⁷ Übersetzung von C. M. Kertbeny, Album hundert ungarischer Dichter. Dresden-Pest 1854.

Gott mit Dir, Du süßes Schätzchen,
Kann mir ferner nimmer raten;
Werber sind im Dorfe unten,
Gleich geht's unter die Soldaten.“

Sein Wirklichkeitssinn hatte zur Folge, daß er der Vater des ungarischen *Lustspiels* wurde. Das patriarchale Leben und Treiben des adeligen Mittelstandes der Zeit steht vor uns in diesen Lustspielen, samt den Auswüchsen und Fehlern: der Begrenztheit, dem Prahlen, samt dem Eigendünkel und dem Liebäugeln mit dem Ausland. Erquickender Humor, schmerzlose Satire durchweht alles. In seinen Dramen wollte er Vorbilder schaffen: Vorbilder aus der Vergangenheit zur Aufmunterung und Hebung des patriotischen Gefühls. Wenn dies auch nur in Äußerlichkeiten bestand, war es doch auch ein Beweis dafür, daß ein eigenartiges *Ahnen* und *Sehnen* die Seelen ergriff.

VIII.

NEUES LEBEN.

Vörösmarty.

Wir sind in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Das Sehnen, das Verlangen nach etwas Neuem trat an die Schwelle des Bewußtseins; das träumerische Liebäugeln mit einer bloß erdachten Welt der Phantasie wollte nicht genügen. Die schlummernden, unklaren, neuen Ideen- und Gefühlsinhalte konnte nur ein schaffender Genius richtig erfassen und ausdrücken. — Kaiser und König *F r a n z* der Erste hat die Macht Napoleons brechen geholfen. Im Westen begann das begeisterte Erwachen des *n a t i o n a l e n* *B e w u ß t s e i n s*. Es lautete eine neue Parole: Entbindung aller Kräfte des Volkes, Entfesselung der Volkskraft. In den Ländern der heiligen Alliance wurde diese natürliche Strömung als die größte Gefahr angesehen und man bot alles auf, um ihr kräftig und wirksam entgegenzutreten zu können. Der Name *M e t t e r n i c h* kenn-



VÖRÖSMARTY (1844). Von Barabás.

Nikolaus Barabás einer der beliebtesten, auch außerhalb seiner Heimat bekannten ungarischen Porträtisten im XIX. Jahrhundert.

(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

zeichnet die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Es geschah ein Schritt nach rückwärts. Kaiser und König Franz hegte die — seiner Überzeugung nach — „väterlichsten“ Gefühle für sein Volk, war um sein Wohl „väterlich“ besorgt. Er und seine Regierung wollten die Völker leiten und sie brauchten nichts anderes zu tun, als gehorsame Untertanen zu sein, ohne Ideen, ohne Gefühle, denn dies hätte „gefährlich“ werden können. Der wichtigste Helfershelfer Metternichs war die geheime Polizeihofstelle. Ihre Aufgabe war, in der geistigen und in der Gefühlswelt, auf alles achtzugeben, jede leiseste Ahnung schon im Keime zu unterdrücken. Die geheime Polizei, sagte Metternich, gehe selbst über die höchsten Staatsgeschäfte. Er hatte großzügige Pläne, die ganze Welt umspannende Pläne. So im großen versenkt, vergaß er die Interessen des Zunächstliegenden. So geschah es, daß in Ungarn kein Landtag einberufen wurde; die Steuern und das Militär bloß auf Grund von Verordnungen eingehoben wurden¹⁸. Die Nation wurde eingeschläfert. So hoffte man dann, unbemerkt dem nationalen Gefühl, der Nationalität selbst den tödlichen Stoß zufügen zu können. Da bäumte sich aber das ganze Volk, es erwachte aus der Narkose von den obersten bis in die tiefsten Schichten. Die Dichter waren die F a h n e n t r ä g e r, sie waren es, die mit ihren Posaunen ins Land dröhnten. Ihr Wort fand mächtigen Widerhall im Herzen aller. Der erste, der zugleich am tiefsten die Sehnsucht des ganzen Volkes begriff und den schlummernden, dunklen Gefühlen durch seine mächtige Persönlichkeit geläutert, erhöht, gesteigert Ausdruck verlieh, — war der Dichter Michael V ö r ö s m a r t y (1800—1855). Gewaltig aufbrausend, männlich stark ertönen seine zum Erwachen rufenden Worte:

„O alte Herrlichkeit, wo bleibst Du so lange verborgen?
Jahrhunderte verfließen und Du nur wandelst in Tiefen
Glanzlos. Wolken, die dichten, und die Gestalt des
Vergessens

¹⁸ Von 1780 bis 1825 wurde der Landtag nur einmal einberufen; der offene Absolutismus wütete von 1812 bis 1825.

Schwebt über Dir ohne Kranz. Wo ist, der sein tapferes
Wort nun
Mit dröhnendem Gesang möcht' erschallen lassen und
dadurch
Nach Jahrhunderten nun möchte auf gebührende Weise
Vor unseren Augen zu neuem Leben erwecken
Die Macht des Árpáds und seines kriegerischen Volkes?
Sichere Kraft fühl' ich in Seele und Herz und erblicke
Große Geschehnisse sich in herrlichsten Bildern entfaltend.
Da schwebt er, der alte Álmos, und sein trefflicher Sohn, der
Árpád.... Hörst Du mich, Volk, und Du, mein trauriges
Land du?
Werd' ich noch von deinen edleren Söhnen erhöret?

In den Dämmerungen der Seele, da seh' ich ganz deutlich
Schwerter die funkeln und Lüfte durchquerende Lanzen.
Vorne, da reiten die Väter, umgürtet mit flatterndem
Tierfell.
Ihnen gesellt sich auch auf stampfenden Rossen die Jugend.
Alle drängen voraus, entschlossen zu leben, zu sterben.
Da erblick' ich die Fahn' und dem Auge entquellen mir
Tränen!
O, so höret denn alle mein Wort, ihr Söhne des Landes!“

Die politischen Verhältnisse, das gewaltsame Vorwalten der Germanisierung, die gewaltsame Unterdrückung des nationalen Gefühles hatten die natürliche Folge, daß man sich in die Vergangenheit zurücksehnte. Dies Sehnen hatte aber auch etwas Positives zur Folge. Die Bilder der Vergangenheit gaben Hoffnung, verliehen Mut und Kraft. Beide Motive vereint der Dichter Michael Vörösmarty¹⁹. Mit seiner ehernen Sprach-Posaune, mit seiner urwüchsigen, eigenartigen Einbildungskraft ruft er die Vergangenheit zu neuem Leben; in

¹⁹ Hier sei darauf hingewiesen, daß aus derselben Zeit das dramatische Kunstwerk von Josef Katona: Banus Bánk stammt (übersetzt von J. Vészi, Berlin 1911, u. a. m.). Mit Recht „die Tragödie der ungarischen Nation“ genannt. Der Kampf der starken sittlichen Kraft des Ungarn, genährt durch die Treue zum König und durch das feste nationale Gefühl, mit der starren fremden Macht steht in diesem



MICHAEL MUNKÁ



NDESEROBERUNG.

diesem Bilde ist aber gleichzeitig Trost und ein heller Strahl der Hoffnung. Die Volksseele gelangt zur Bewußtheit ihrer selbst durch den inspirierten Genius des Dichters. Das Urmotiv: das nationale Gefühl tritt in seiner Dichtung auf. Das ist erhaben, wie denn der Vorwurf einer Heldensage stets erhaben ist. So wurde er zur Epik geführt. Im Jahre 1825 schrieb er sein episches Gedicht: die Flucht Zaláns²⁰.

Der Vorwurf ist aus der heimatlichen Urgeschichte genommen. Der die Gegend der Donau und der Theiß beherrschende bulgarische Herrscher, Zalán, befiehlt dem an die Grenze seines Landes angerückten magyarischen Heerführer, Árpád, er möge sofort wegziehen. Árpád, der mit seinem Volke das rechtmäßige Erbe der Hunnen in Besitz nehmen will, greift zum Schwert und die große Schlacht endet mit der Niederlage Zaláns, der die Flucht ergreift. Aber nicht nur die Helden kämpfen, sondern auch die himmlischen Kräfte: Hadúr, der Gott der Magyaren und sein ewiger Gegner Ármány, der Gott des Bösen. Dieser Ármány stellt die verschiedensten Hindernisse den sich zur Hauptschlacht sammelnden Kriegern in den Weg und läßt ihnen nur unter einer Bedingung Ruhe:

„Der am sehnlichsten wartet und glückliche Zukunft sich
wünscht, der
Diesem Leben und seinen Gütern am meisten sich anhängt,
Der verbanne aus seinem Herzen jetzt jeglichen Wunsch, er

Drama vor uns. Die ruhige Anschaulichkeit und Nüchternheit der magyarischen Volksseele einerseits, das zur Tat Sich-nicht-Entschließen-können, das Sich-gehen-lassen anderseits, wird zu auflodernder Leidenschaft, zu rascher, oft übereilter Tatkraft, wenn der einzelne oder das Volk selbst zum Bewußtsein einer absichtlichen Störung aus dieser ruhigen Beharrlichkeit gelangt. Dadurch ist das gleichzeitige Vorhandensein einer schlichten Ruhe und eines heftigen Aufflammens im selben Gemüte erklärlich. Wie dies in der magyarischen Volksseele vorhanden ist, so ist es auch im Wesen des Banus Bánk verkörpert. — Vgl. M. Babits, Irodalmi problémák (Literarische Probleme). Budapest 1917. Bemerkenswert ist der Unterschied der Auffassung in Grillparzers Drama: Ein treuer Diener seines Herrn.

²⁰ Zaláns Flucht. In deutscher Übertragung von Georg Kosztká. Halle (Bibliothek der Gesamtliteratur).

Widme sich ihm in den Schlachten und gehe zugrunde:
dann wird er
Ruhig und unsere Heere von jeglichem Unglück bewahren.“

Der tapfere jugendliche Held Ete will sich für sein Volk opfern. Er sehnt sich ja am meisten nach dem Glück, er liebt und wird geliebt von der lieblichen, holden Hajna. Ein Elf des südlichen Himmels, der Sohn des Morgens liebt sie auch mit unendlicher, göttlicher Liebe. Doch Hajna bleibt ihrem Geliebten treu, der mächtigen Anteil an der großen Schlacht hat. Die Gegner treffen auch große Vorkehrungen zur entscheidenden Schlacht, doch Zwiespalt, Zerwürfnis, Mangel an Einheit des Gedankens und der Gefühle beeinträchtigen stark ihre Kraft. Dagegen sind die Magyaren ein Leib und eine Seele! — Wie sinnig der Dichter den Spiegel hält! — Doch muß vorerst die Schlacht zwischen den himmlischen Mächten ausgefochten werden, zwischen Hadúr und dem Gott der Bösen, Ármány. Er

„Griff zu dem tödlichen Speer und verließ mit Murren
die Hölle.

Niemals ward er so schreckenerregend und niemals ver-
dammt.

Krachend öffnete er mit dem Haupte die schwierigen
Giebel

An der tiefen Hölle. Die Stürme, sie bildeten seine
Flügel, sein Antlitz ein menschenfressender Drache. So
kam er.

Ihm zur Seite befand sich die F u r c h t, als Riese gestaltet,
Und der verderbende Fluch, der, wohin er nur seine
verruichten

Schritte gelenkt, in weiter Entfernung die Fluren ver-
dorrt.

Aber es naht H a d ú r und trifft mit dem Schwert den
Á r m á n y.

Er zerfloß, doch erhob er sich wieder in Kräften.
Erschrecklich

Rasselten ihm die Glieder, sein Schlund ertost ohne Ende.
Jetzt steckte Hadúr das gewaltige Schwert in die Scheide,

Langte nun weithin aus und streckte die Hand nach der
Tátra.

Hier entwurzelte er mit gewaltigem Krachen den Felsen,
Hob ihn empor zu der Höhe, wo nächtlich die himmlischen
Sterne

Glänzend erscheinen, und schleuderte ihn jetzt gewaltig
auf Ármány.

Tief zu Boden er sank und sein schreckliches Brüllen
verstummte.

Furcht und Fluch und ihre Genossen, sie alle entflohen
Vor der Gottheit zerfließend. Er selbst nun zuckte mit
herben

Qualen zum letztenmal und seine verfinsterte Seele
Ging nun allein in die Hölle.“ —

Die große Schlacht Árpáds endete auch günstig für ihn und
die Seinigen. Zalán flieht und der Anführer der Magyaren
konnte ihm nachrufen:

„Bleib doch Fürst! Verweil’ doch, wohin entfliehst Du
vor mir, wo

Ist Dein trotziges Wort, das Du mir und Deinen Gesandten
Sagen liebest? So lauf denn, doch nimmer, ich weiß es,
erblickst Du

Je noch die grünenden Felder, die lieblichen Auen der
Donau.

Balde nun werden sich hier Recken und Mütter gesunder
Kinder und üppig erblühende Frauen mit rosigem Antiitz
Niederlassen: es wird sich dahier mein mutiges Volk in
Bälde vermehren und neu erblühendes Reich hier be-
gründen.“

Schaut her, konnte der Dichter sagen, sehet wie herrlich die
Vergangenheit war. Was für eine harte Arbeit die Eroberung
der Heimat doch war — es ist dennoch gelungen! Wie weit
sind wir von diesen Helden entfernt, obwohl unsere Arbeit,
die Erhaltung der Heimat, leichter wäre. Auf! schaut hin auf
diese Zeiten alter Herrlichkeit! Und man verstand die Worte
des Dichters. — Es vereinigten sich geschichtliche, mythische
und sagenhafte Züge zu einem organischen Ganzen. Die Vergan-

genheit war in den Dichtungen seiner Vorgänger mehr äußerliches Gerät; er aber sieht nicht nur diese alten Zeiten, sondern ahnt auch den Geist und bezieht ihn auf die Gegenwart. — V ö r ö s m a r t y widmet sich trotz seiner juridischen Befähigung ganz dem Schriftstellertum. Er hat seine Mission erkannt. Seine dichterische Seele ist ein Stück der Volksseele. Der Grundton ist das tiefe nationale Gefühl, welches durch seine Persönlichkeit gesteigert zum begeisterten Enthusiasmus wird; seine Einbildungskraft ist überschwenglich, doch ohne Sentimentalität, sondern zur Exaltation neigend. Sein Temperament führt ihn zur Schwarzseherei, dennoch rafft er sich bald auf und an Stelle der schwermütigen, düsteren Stimmung tritt frohe Hoffnung. Wie ihn das Erhabene zu epischen Leistungen führte, so mußten ihn die verschiedenartigen Stimmungen und Wallungen seiner Gefühle zum L y r i k e r werden lassen. Er sieht und fühlt alles gesteigert; seine Leidenschaft ist nicht aufbrausend, sondern in sich gekehrt, unterdrückt, geläutert. Dies hat zur Folge, daß sich seine Gefühle stets pathetisch offenbaren. Er mußte Lyriker werden infolge seiner Persönlichkeit, er mußte aber auch Lyriker werden, da die ersehnte Aufrüttelung der Nation, zu der er mit seinen epischen Dichtungen beitrug, erfolgt war. Diese Aufrüttelung, die Neubelebung des Geistes im dritten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts in Ungarn ist mit dem Namen S t e p h a n S z é c h e n y i (1791—1860) verbunden. Von seinem großen politischen Antagonisten, von Kossuth: „der größte Ungar“ genannt. Auf wirtschaftlichem Gebiete ebenso, wie auf den sozialen, politischen, literarischen Gebieten war er rastlos tätig. Stets hielt er sich die wirtschaftliche und geistige Entwicklung seines Volkes vor Augen. Er war Soldat, war literarisch tätig, war Begründer der wissenschaftlichen Akademie, förderte die landwirtschaftlichen Bestrebungen, kümmerte sich um das Bahn- und Schiffahrtswesen, gründete gesellige Vereinigungen zwecks geistigen Ideenaustausches; nichts war gering in den Augen dieser „Meisternatur“, was seinen Bestrebungen zugute kam, was seine Ziele förderte. Dies Ziel war: ein kräftiges, wirtschaftlich und geistig kräftiges, dann freies Ungarn. Sein Ziel war: „Die Sicherung und Entfaltung der magyarischen Nation durch die

stete Förderung und Steigerung ihres politischen, wirtschaftlichen und moralischen Kräftegewichtes.“ Eine ihm ebenbürtige Natur war der Dichter Vörösmarty. „Auf seiner Leier ertönt die ganze innere Geschichte Széchenyis; er erkannte den getreuen Chorgesang seiner eigenen Seelenwandlungen in dem einsamen Trauern, in der plötzlich aufwallenden Hoffnung, in dem traurigen Kummer und in dem markerschütternden Weheschrei der erhabenen Lyrik Vörösmartys²¹.“ — Ein Jahrzehnt vorher war die Hoffnungslosigkeit noch so gewaltig, daß kein einziger Hoffnungsstrahl durch die trüben Gewitterwolken durchschimmern konnte. Damals (1823) schrieb Kölcsey seinen Hymnus²², der zur Nationalhymne geworden ist. Sie lautet:

„O segne, Gott, den Ungarsmann,
Daß es ihm wohl ergehe;
Halt' über ihm Dein schützend Schwert,
Daß er im Kampf bestehe;
Den Mißgeschick so lang gequält,
Laß frohe Jahre finden;
Es hat dies Volk schon schwer gebüßt
Der Vor- und Nachwelt Sünden.

Du führtest unsre Ahnen einst
Bis zur Karpathenkette,
Das Blut der Bendeguz fand hier
Durch Dich die Heimatsstätte.
Wo blau die Donau, blond die Theiß
Durchs Land ist ausgegossen,
Da blühten hoch in Kraft und Mut
Des Árpáds Heldensprossen. — — —

Doch unsrer Sünden Menge hieß
Dich zürnen diesem Volke;
Du schleudertest den Blitzesstrahl
Aus Deiner Donnerwolke;

²¹ Beöthy Zsolt, Széchenyi és a magyar költészet. Budapest 1899. (Széchenyi und die ungarische Dichtkunst.)

²² Übersetzt von C. M. Kertbeny, Album hundert ungarischer Dichter, s. o. Der im Gedichte erwähnte Bendeguz war, der Sage nach, der Vater des Hunnenkönigs Attila (Etzel).

Du sandtest das Mongolenheer
Zu unserm Schreck und Schaden,
Dann mußten wir der Türken Joch
Auf unsre Schultern laden.

Wie oft erscholl mit Spott und Hohn
Vom Munde der Osmanen
Ein Siegeslied auf unsern Fall
Am Grabe unserer Ahnen!
Wie oft, o Heimat, konntest Du
Den Brudermord nicht hindern,
Und wardst durch Deiner Kinder Hand
Zum Grab von Deinen Kindern. — — —

Wo einst er feste Städte sah,
Da findet er nur Trümmer,
Wo Herzen einst in Lust gejauchzt,
Hört jetzt er nur Gewimmer;
Und denen ward die Freiheit nicht,
Für die dies Blut geflossen,
Dem Boden der von Tränen feucht,
Ist Knechtschaft nur entsprossen!

Sei gnädig, Gott, dem Ungarsmann
In jeglichen Gefahren,
Laß Deine mächt'ge Hand ihn stets
Vor Pein und Schmach bewahren;
Den Mißgeschick so lang gequält,
Laß frohe Jahre finden:
Es hat dies Volk schon schwer gebüßt
Der Vor- und Nachwelt Sünden.“

Die vielversprechende *Neubelung* erfolgte inzwischen und *Vörösmarty* konnte seinen ebenfalls zur Nationalhymne gewordenen „*Aufruf*“ (1836) der Nation schenken²³.

²³ Diese Übertragung folgt teils der von Kertbeny, in E. Grails, *Blüten der ungarischen Dichtkunst*. Budapest 1890; teils der von Moltke in *Egger, Deutsches Lesebuch II*. Wien 1862.

Die Zukunft verbindet sich mit der Vergangenheit und der Gegenwart; aus der Vergangenheit schöpft er Vertrauen, aus der Gegenwart Mut.

„Dem Vaterland unwandelbar
O Ungar, bleib getreu!
Es war Dir Wiege, wird Dein Grab,
Was auch Dein Schicksal sei.

Es gibt für Dich in weiter Welt
Sonst keinen Ort der Ruh',
Ob Segen oder Fluch Dein Los,
Hier lebe, sterbe Du!

Hier ist das Land, wo Árpáds Blut
Als Opfer oftmals floß,
Das Land, dran ein Jahrtausend schon
Jed' heiligen Namen schloß.

O Freiheit! Hier entrollte oft
Dein blutig Banner sich
Und unsre Besten sanken hin
Im langen Kampf für Dich.

Und trotz so manchem Schicksalsschlag,
Davon dies Land erbebt,
Gebeugt zwar, doch gebrochen nicht
Des Landes Volk noch lebt!

Es lebt und an die ganze Welt
Ruft es in höchster Not:
„Ein tausendjährig Leiden fleht
Um Leben oder Tod!“

Es kann nicht sein, daß unnütz floß
So vieler Herzen Blut,
Daß um dies Land so manche Brust
Zersprang in Schmerz und Wut.

Es kann nicht sein, daß so viel Geist
Und Kraft und heil'ger Mut
Hinwelken soll, weil auf dem Land
Ein schwerer Fluch nun ruht.

Noch kommen muß, noch kommen wird
Einst eine beßre Zeit
Nach der viel Tausend im Gebet
Aufflehen weit und breit.

Wenn nicht, — so kommt, wenn's kommen muß
Ein Sterben hehr und groß!
Wo überm Leichnam eines Volks
Sich schließt der Erde Schoß.

Das Grab dann, das ein Volk verschlingt,
Die Völker ernst umstehn,
Und in der Menschheit Auge wird
Man Schmerzenstränen sehn.

Der Heimat bleib unwandelbar
Getreu, o Ungar, Du!
Sie nährt Dich jetzt und sinkst Du hin,
Deckt Dich ihr Rasen zu.

Auf weiter Erde nirgend sonst
Winkt eine Stätte Dir;
Ob Segen oder Fluch Dein Los:
Mußt leben, sterben hier! —“

Die Herrlichkeit der Zukunft verdeckt wohl ein dichter Schleier noch; es gilt die traurige Gegenwart zu erfassen. Sein Volk ist erwacht, nun auf! Rafft euch zusammen. Erfülle jeder seine Pflicht! Die bilderreiche Einbildungskraft dient ihm zur Steigerung seiner begeisterten Aufmunterung. Da steht das Vaterland als eine verlassene Mutter und spricht²⁴:

²⁴ „Die verlassene Mutter.“ Übersetzt von Ad. von der Haide, Pannoniens Dichterheim. Stuttgart 1879.

„Ich kenn' eine Mutter von zärtlicher Art,
Doch weint sie verlassen, dem Gram nur gepaart;
Die eigenen Töchter ach! kennen sie nicht,
Ob flehend die Mutter zu ihnen auch spricht:

 „O kommt doch, Ihr Kinder!

 Ich lieb' Euch so warm;

 Zum Segen erhoben

 Harrt Euer mein Arm.

O kommet zur Mutter, o kommt an ihr Herz;
Hier sitzt sie gefesselt vom einsamen Schmerz.

 O kommt, meine Kinder,

 O kommet geschwind,

 Bevor noch die Träne

 Im Aug' mir gerinnt.

Ich hab' Euch geboren,

Ich wiegte Euch ein,

Ich gab Euch die Brüste,

Euch Kräfte zu leihn;

Als Säuglinge hob ich

Empor Euch in Liebe,

Da in Euch die Seele

Noch keimte im Triebe;

Ich gab Euch zu schauen

Lichtsonnigen Tag,

Um den Euch beneiden

Manch Irdischer mag;

Ich gab Euch den Zauber,

Der hold Euch umlacht,

Der tausende Herzen

Euch dienen gemacht;

Ich schuf Euch den Körper,

So schlank wie ein Reh;

Ich lieb Euch den Busen,

So blendend wie Schnee;

Gab himmlischen Honig

Auch Euerem Munde,

Der süß selbst, ob tief er

Das Herz auch verwunde:

Ach! Dein Bild, süßes Heimatland,
Ist diese Mutter, leidgequält:
O, Deiner Frauen Busen hält
Des Marmorherzens Fluch umbannt!“

Ein düsteres Bild. — Der Schmerz überkommt ihn und dieser Schmerz um sein Vaterland ist so heftig, so tiefempfunden, daß er ihn fast in die Verzweiflung treibt. In dem Gedichte „Der Heimatlose“²⁵ sagt er:

„Das Volk, dem ich einst angehört,
Ist tot, — mein Vaterland zerstört,
Nie blüht's in heiterer Lust!
Mich drückt millionenfache Last
Denn, ach! ein Volkesgrab umfaßt
Die schmerzgepeitschte Brust!“

Einem anderen Volke ist es ja auch so schlecht ergangen. Unterdrückt, zerrissen, hilflos stehen die stets freundschaftlich gesinnten Polen da. Die traurigen politischen Schicksalsschläge der Polen zu eben dieser Zeit wirken mächtig auf ihn ein und seine zur Exaltation gesteigerte Einbildungskraft sieht das Volk, diese Nation als eine Statue dastehen. Sie fühlt die höchste Pein, den größten Schmerz; vor ihren Augen ziehen blutige Schlachtenbilder vorüber; sie hört das Wehgeschrei ob der verlorenen Kämpfe, das Flüstern der Verräter. Heiße Tränen drängen sich in ihre Augen, doch kann sie nicht weinen. Die Flamme der heiligen Rache brennt in ihrem Busen, doch kein Wort kann ihren Lippen entschlüpfen, nur im Innern treiben und kreisen die Gedanken, die Gefühle herum, als ein in den Käfig gesperrter Geier. Da hängt der nach Kampf dürstende Degen, doch die Arme sind matt, regungslos, die Füße erstarrt. Löset Euch, ihr versteinerten Glieder, möcht' sie aufschreien! Seufzer brechen hervor aus dem Herzen: Töne meiner Seele, laßt Euch hören, erschallet! — So wenig ach, doch so hehr und groß ist es, was ich aussprechen wollte:

²⁵ Übersetzt von Steinacker in Kertbenys Album.

„Mensch, Natur, Welt und Nationen,
Wenn auf der Erde Recht,
Erbarmen in dem Himmel herrscht,
So schaut auf mich und
Meine großen Qualen!“

Dennoch bäumt sich sein Innerstes vor solch düsteren Bildern. Ein mächtiges Aufwallen bemächtigt sich seiner, er sucht nach Worten, um diesen Drang zu stillen; die bilderreichste Phantasie genügt ihm nicht dazu, um die gestaltlose, wogende *Hoffnung* zu offenbaren. Ein Schritt noch und er wird zum Seher, seine Worte sind „*W a h r s a g u n g*“²⁶.“ Er kennt die Fehler und Sünden seines Volkes, dennoch weissagt er hoffnungsvoll für alle Zeiten:

„Wer sagt, welch ein Geschick im Zug?
Zorn, Lästrung hatten wir genug,
Ganz heidenmäßig heiß gehaßt,
Gram, wie 'ne öde Burg gefaßt:
Fruchtlos erwies
Sich all dies.
Und doch sollst Du erblühen, Vaterland,
Denn daran hängt des Lebens Seelenband.

Mit Gram und Haß fort also dreist!
Und hassen wir, sei's einen Geist,
Den, welcher da zu Hause hieß
Und uns nimmer einig werden ließ:
Wer also haßt,
Hat Lieb' gefaßt.
Denn Du sollst noch erblühen, Vaterland,
Hinauf bis an den fernsten Lebensrand.

Doch mehr als Haß gilt noch die Tat:
Ein neues Leben sei uns Rat.
Die Väter übertreffe weit
Stets Sproß auf Sproß an Tüchtigkeit.

²⁶ Übersetzt von P. Hoffmann, V.'s ausgewählte Gedichte. Wien 1895.

Solch Opfer man
Nicht wehren kann.
Denn Du sollst noch erblühen, Vaterland,
Zu tilgen Deiner Söhne Unverstand.

Die Bahn ist offen, Leben zieht
Durchs Volk; wenn trüg kein würdig Glied,
Gibt's Menschen, Hände, Arbeit, Blut:
Schafft man damit nicht jedes Gut?
Gebiete, wer
An Taten mehr.
Denn Du sollst noch erblühen, Vaterland,
In Würd' und Freiheit weithin anerkannt.

Habt diese Erd' noch! Aus der Gruft
Der toten Helden Seele ruft.
Arbeit und freie Hände dran!
Ein Himmel wird die Gräberbahn,
Ergrünt zumal
Gebirg und Tal.
Denn Du sollst noch erblühen, Vaterland,
Wozu wärst sonst dem Himmel so verwandt?

Gebricht's an Kraft uns? 's ist nur Trug:
Einander schaden wir genug.
Könn't' Meister haben jeder Art
Und Wissenschaft von höchster Fahrt;
Doch Achtung lohn'
Statt Spott und Hohn!
Denn Du sollst noch erblühen, Vaterland,
An allem reich, was Geistesmacht erstand.

Sagt, wessen ist, wenn u n s e r nicht
Dies Land? Wenn jeder wirkt nach Pflicht,
Das Opfer reine Hand ihm bringt,
Ein neues Wesen uns durchdringt:
Sind wir gefeit
Zu jedem Streit.
Und Du sollst noch erblühen, Vaterland,
Weil Gott und Menschen schirmen Deinen Stand.“

Wenn er so in die Zukunft schaut, einen flüchtigen Blick in diese ferne Welt schickt, so sieht er, wohin er sich wenden muß. Zu ihnen, zu den Müttern des künftigen Geschlechtes spricht er, in deren Hand das Pfand der schöneren Zukunft niedergelegt ist. „An eine vornehme Dame ²⁷“ wendet er sich mit diesen seinen Worten:

„Des Kindes Traum, er ist in Deiner Hand,
Des Jünglings Sehnsucht nach dem Zauberland,
Des Mannes Glück; man gab Dir nicht zum Spiel
Solch teure Schätze ohne höheres Ziel.

Erhebe Deiner Reize Fahne nur,
Des Landes Beßre folgen Deiner Spur,
Lust wird es sein zu ringen Jahr um Jahr,
Reicht Deine zarte Hand den Lohn uns dar.

Erschaffe jene große Zeit sofort,
Daß heilig Ungarname, Ungarwort:
Wo Deinem Herzen unlieb ist und fremd,
Wer diesen beiden sich entgegenstemmt.

Des Säuglings stummer Mund wie flehend spricht:
„Gib mir ein Vaterland!“ Verweigr’ es nicht. —
Fluch wird aus Deiner Antwort oder Glück:
So wähle, und aussprachst Du Dein Geschick!“

Der die Frau so hoch werten konnte, mußte doch nebst der Verehrung zu ihr auch Liebe empfinden. Es sind dies aber keine empfindsamen Töne, die das Liebesgefühl in ihm erweckte. Etwas Starkes, Kräftigmännliches ist ihnen beigemengt. Im reifsten Mannesalter fühlt er sich einem feinfühlenden, jungen Mädchen gewogen. Sie ehrt und schätzt ihn unendlich, fast pietätvoll. Ein Bedenken hat sie nur: werd’ ich denn fähig sein, diesem großen Dichter das ersehnte Glück verschaffen zu können. Das heitere, fröhliche Mädchen wurde

²⁷ Übersetzung von Kertbeny, Gedichte von M. Vörösmarty. Leipzig-Pest 1857.

träumerisch, nachsinnend. Da freit er bald darauf um ihre Hand. Als Brautgeschenk gab er ihr ein Gedicht. „Nie hat eine Braut je ein schöneres Geschenk bekommen“, sagte nach Jahrzehnten noch die Witwe. Aus diesem Gedichte spricht der liebende Dichter, doch wie vertieft, wie kräftig, schwergewichtig, gedankenvoll, drückt er sein Gefühl aus. „An eine Sinnen-²⁸“ spricht er:

„Wohin verliert sich Deines schönen Auges Blick?
Was ist es, was Du suchst in zweifelhafter Ferne?
Vielleicht die dunkle Blume vom vergang'nen Glück,
Indem der Täuschung Träne trübt der Augen Sterne?
Erschrecken in der Zukunft Mondscheinschleier Dich,
Vielleicht Gebilde, die dem Werden erst entgleiten?
Und kannst dem Schicksal Du vertraun nicht sorglos
Dich,

Weil einmal Du's auf falschem Weg versucht zu deuten?
Sieh nur die Welt: so viel Millionen Glücksbeschwörer —
Und wahrhaft Glückliche? — Wie klein ist, auch, ihr
Rest!

Phantastisch Schwärmen ist des Lebensglücks Zerstörer,
Das in gemalte Himmel schielend blicken läßt.

Was ist es wohl, das Menschen glücklich machen kann?
Ruhm, Schätze, Pracht? — Habt sie, so viel Euch nur
beliebt,

Versinkend labe sich, wer unersättlich, dran:
Nicht wissen wird er, daß es H e r z e n s f r e u d e n gibt!
Wer Blumen will, schleppt Rosenwälder nicht herbei,
Wer sehen will, der blickt nicht in der Sonne Licht;
Die Lust verliert, wer jagt der Lüste vielerlei:
Nur dem Bescheidnen bringt die Sehnsucht Qualen nicht.
Wer gut im Herzen, edel in der Seel' gewesen,
Wer seinen Lebensdurst nicht wider die Natur
Gestillt, nicht gier'ger Wünsche Irrlicht sich erlesen:
Auf Erden fand die Heimat stets ein solcher nur.
Nicht schau'; nicht schau' d rum in der Wünsche ferne
Bahn,

²⁸ Übersetzt von Kertbeny, in Grails Blüten s. o.

Nicht ist die ganze Welt uns eigen um und um;
Nur was das Herz bewußt in sich erfassen kann,
Nur so viel ist auch wirklich unser Eigentum.

Bleib unter uns mit Deiner jungen Augen Licht,
Entzünd' auf Deines Freundes Antlitz Morgenrot,
Warst Du ihm Sonne, bring ihn um Dein Strahlen nicht,
Gib ihm dafür nicht Kummer, Tränen, Täuschung, Tod.“

Im Innern durch das Glück der Ehe bereichert, schaut er auch der Zukunft mit größerem Vertrauen entgegen. In seinem begeisterten, pathetischen, großzügigen Wesen tauchen die Gedanken über die Zukunft als *Ahnungen*, Gesichte vor seinen seelischen Augen auf. Der Hoffnungsstrahl wird stärker und sucht in den kühnsten Bildern der Phantasie Betätigung. Eine *Vision* enthüllt sich ihm. Eine Welt, wo es zischt und braust und siedet, wo die Gefühle als Gestalten auftauchen, wo der Ton selbst Leben bekommt. Alle Bilder der Geschichte, der Bibel, der Mythologie kreisen in buntem Gewimmel umher und aus diesem fürchterlichen, wirbelnden Getöse tönt als plötzlich auftretendes, alles übertönendes Motiv der kräftige Schall der Zukunft hervor. Sein Schwanengesang ist dies: „Der alte Zigeuner“²⁹.

„Spiel', Zigeuner, trink mir nicht umsonst!
Schlenkre mir vergeblich nicht die Beine!
Was ist Gram bei Wasser und bei Brot?
Füll' den herben Kelch mit jungem Weine!
Erdenleben ist nur Unbestand,
Einmal Frost, dann wieder Feuerbrand;
Streich drauf los! Wer weiß, wie lang's noch währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret;
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein!

²⁹ Übersetzt von L. Dóczy in Grails Blüten.

Wirbeln soll, wie Gischt, Dein kochend Blut,
Kreisen soll Dein Hirn, Dein Mark sich schüttern,
Glühen soll Dein Blick Kometenglut,
Dröhnen Deine Saite von Gewittern,
Scharf und tödlich wie des Hagels Sprühn,
Denn der Menschen Saaten sind dahin. —
Streich darauf los! Wer weiß, wie lang's noch währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret;
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein!

Von dem Donner lerne Melodien,
Wie er ächzt und stöhnt und brüllt und wettet,
Schiffe löst und Stämme niederwirft,
Leben würgt und Tier und Mensch zerschmettert,
Denn es brennt die Welt im Kriegesbrand,
Gottes Grab erbebt im heil'gen Land.
Streich drauf los! Wer weiß, wie lang's noch währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret;
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein!

War das Stöhnen? War's ein Weheschrei?
War's an Gottes Tor ein wildes Pochen?
Ächzet so der Hölle Mühlenrad?
Fallen Engel? Ist ein Herz gebrochen?
Jammert Wahnsinn? Grollt ein flüchtig Heer?
Tost der Hoffnung rückgedämmtes Meer?
Streich drauf los! Wer weiß, wie lang's noch währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret;
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein!

Stöhnt da nicht vor Paradieses Tor
Des Verjagten erster Jammer wieder?
Dröhnt da nicht des Bruders Keulenschlag
Und der ersten Waisen Totenlieder,
Und des Geiers Flug zum ewigen Mal
Und Prometheus' nimmer tote Qual?

Streich drauf zu! Wer weiß, wie lang's noch währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret;
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein!

Laß die Erde, laß den blinden Stern
Fort in seiner bittern Jauche waten,
Seine Laster, Hirngespinnste sich
In des Wetters Flammenbad entladen,
Bis die Arche kommt, die eine Welt,
Eine beßre in dem Schoße hält.
Streich denn los! Wer weiß, wie lang's noch währet,
Wann der Bogen sich zum Stab verzehret;
Gram im Herzen und im Glase Wein,
Spiel', Zigeuner, laß die Sorgen sein!

Spiel'! — Doch nicht! Laß jetzt die Fiedel ruhn.
Doch wird einst die Welt ein Fest begehen!
Wenn der Grimm des Sturmes ausgetobt
Und die Zwietracht starb in Kampfes Wehen,
Dann streich los, begeistert und beglückt,
Streich, daß sich der Götter Ohr entzückt,
Dann vom Wein der Freude toll,
Heb' den Bogen, streich ihn voll,
Und die Stirne leuchte wie der Morgen:
Spiel' — und laß die Welt sich selber sorgen!“

So steht nun der Dichter in der ganzen Fülle seiner Persönlichkeit vor unseren Augen. Eine Statue aus Erz gegossen. Das Standbild kann sich bewegen, diese Bewegungen sind aber stets großzügig, pathetisch, erhaben; auch reden kann sie, ihr Herz schlägt auch. Was sie denkt, was sie sagt, ist nicht für den Alltag bestimmt, es ist stets etwas Wichtiges, etwas Großes. Die Statue überragt die anderen Sterblichen und dies gewährt ihr einen freieren Blick, einen Blick in die Vergangenheit, einen Blick in die ferne Zukunft. Und ihr Herz? Es ist ein Menschenherz. Mit unsichtbaren Fäden ist es mit

allen Herzen seines Volkes verbunden. Ein menschliches Herz aus Fleisch und Blut in der Statue aus Erz. Deshalb sind ihre Empfindungen, ihre Gefühle so kräftig, so empfindsam, so aufbrausend, so lieblich, so verzweifelt, so hoffnungsvoll. Es war das Herz — der ganzen Nation!

IX.

EIN LEUCHTENDER STERN.

Petőfi.

In den vierziger Jahren kam ein junger, blasser Mann mit feurigen Augen, einer Erscheinung aus fernen Welten gleich, zu Vörösmarty. Eine Erscheinung, die es zu fühlen schien, daß ihr Dasein auf Erden kurz bemessen ist und diese kurze Zeit dennoch ganz mit den Taten eines Genius erfüllt werden muß. Es war Alexander Petőfi (1823—1849). Er übergab dem Dichter einige Hefte seiner Verse. Er las sie. Wie anders waren diese Gedichte, als die seinigen; nichts Pathetisches, nichts Empfindsames. Alles war urwüchsige Natur, urwüchsiges Gefühl. Nur in einem Punkte waren sie gleich: in der Wahrhaftigkeit und der Tiefe der Gefühle. Vörösmarty erkannte es sofort, daß es sich hier um eine Uerscheinung handelte, um eine geläuterte, gesteigerte Verkörperung der magyarischen Volksseele. Das Volk als höchste seelische Gemeinschaft offenbart sich in jeder Zeile. Das Volk, das mehr und mehr „aktuell“ wurde. Das Volk, dessen Lieder und Märchen zu dieser Zeit eben entdeckt, gesammelt, gewertet wurden. Das Volk, das stets lauter seine Rechte fordert, denn es hat sich selbst gefunden. Das Volk mit seiner Freiheitsliebe, mit seiner Gefühlsinnigkeit, Leidenschaftlichkeit, mit seinem stolzen Selbstbewußtsein und seinem edlen, ritterlichen Gefühl, mit seinen Tugenden und Fehlern, mit seinem Einsfühlen mit der Muttererde, der Heimat — dies strömt uns entgegen in der Hülle einer stark ausgeprägten Individualität, in den Gedichten Petőfis.

Seine Heimat ist die Tiefebene; da ist er geboren, als
Sohn kleiner Landwirte; da findet er sich selbst wieder. Er
singt³⁰:

„Was geht ihr, ihr fichtenumstarrten Karpathen
Mit eurer romantischen Wildheit mich an?
Ich schwebe nicht gern über Schluchten und Graten,
Die ich wohl bewundern, doch lieben nicht kann.

Im meerweiten Tiefland, da bin ich zu Haus!
Unendlich, wie weit ich auch spähe,
Die Eb'ne! — Da schwingt, wie der Aar, sich empor
Die Seele, befreit, in die Höhe!

Da schwing' ich mich hoch zu den Wolken hinauf,
Und seh' auf der Erde die schönen
Gefilde des Tieflands sich zwischen der Theiß
Und Donau so garbenreich dehnen!“

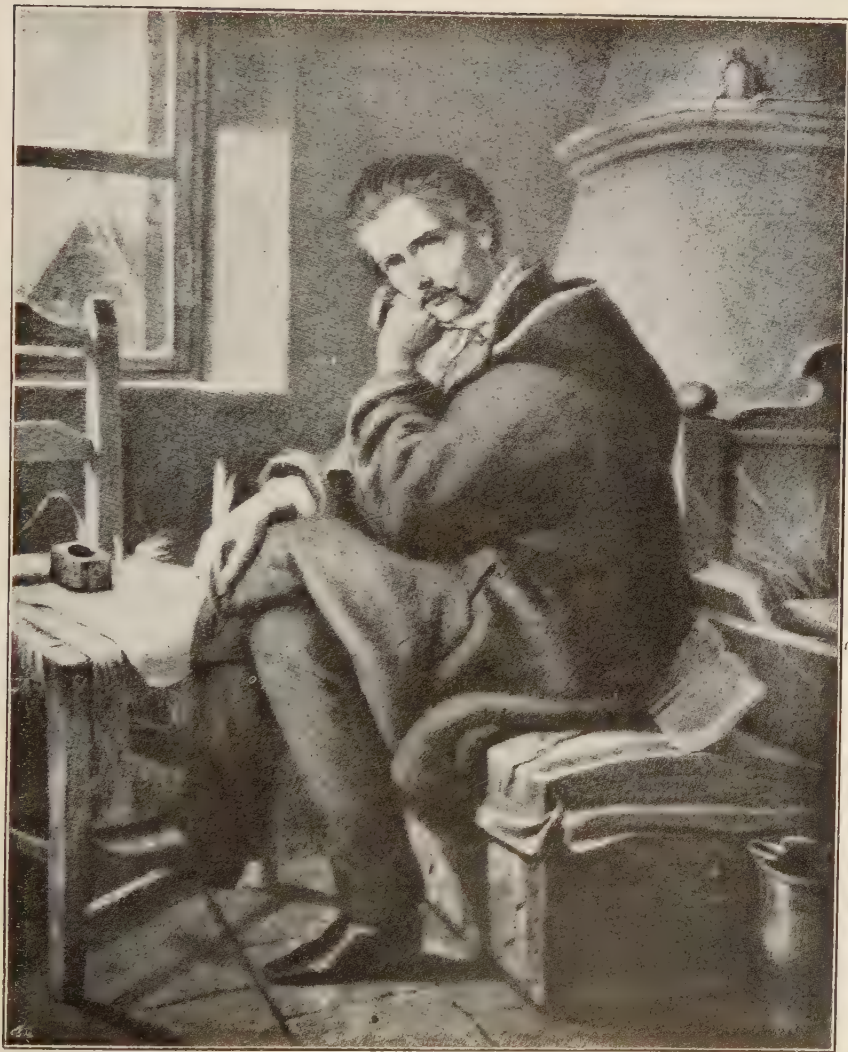
Die Eltern, damals noch wohlhabend genug, um ihn unter-
richten lassen zu können, schicken ihn in die Schule. Das Enge,
Vorgeschriebene des Schulwesens kann seine unruhige Natur
nicht ertragen. Der Bildungstrieb sucht nach Betätigung, nach
Gestaltung. Er glaubt, in der darstellenden Kunst der Bühne
das Richtige zu finden. Er wird S c h a u s p i e l e r.

„Schauspieler ward ich. Ich bekam
Die erste Rolle,
Drin stand, daß auf der Bühne ich
Auch l a c h e n solle.

Da lacht' ich denn aus voller Brust —
Ich dachte eben:
Dies Leben wird mir Grund genug
Zum — W e i n e n geben³¹!“

³⁰ „Tiefland.“ Übersetzt von J. Steinbach, A. Petöfis poetische
Werke. Breslau 1902, und von J. Schnitzer, A. Petöfi in deutscher
Nachdichtung, Wien 1910. B. IV.

³¹ Übersetzt von Schnitzer, B. III.



PETŐFI IN DEBRECZEN (1844).

Von Orlay-Petrics.

(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

So geschah es auch. Die Betätigung ist zu enge, das Elend zu groß. Warum verließ er denn sein Heim, das Elternhaus? Warum verursacht er den guten Eltern so viel Gram³²?

„An der Donau steht ein Haus, ein kleines;
Teuer ist dies Häuschen mir wie keines!
Beide Augen schwimmen mir in Tränen,
Denk' ich sein in meines Herzens Sehnen.

Wär' ich doch für immer drin geblieben!
Doch von Wünschen wird der Mensch getrieben;
Meinen Wünschen wuchsen Falkenschwingen,
Mußte mich dem Elternhaus entringen.

Qualen, ach, der Mutter Brust zerrissen
Bei des Abschieds hingehauchten Küssen;
Ihrer Seele schmerzgefachten Gluten
Brannten fort trotz ihrer Tränenfluten.

Wie sie mich so bebend hielt umschlungen!
Wie in mich zu bleiben, sie gedrungen!
Hätt' gekannt ich damals schon das Leben,
O gewiß, ich hätt' ihr nachgegeben.

In der Hoffnung mildem Sternenscheine
Gleicht die Zukunft einem Zauberhaine —
Tauchen wir dann in des Lebens Wogen,
Sehn wir erst, wie sehr wir uns betrogen.

Daß auch mich die Hoffnung trieb, zu wagen
Mich hinaus — muß ich es erst noch sagen?
Seit ich fort, fort in die Welt gegangen.
Blieb mein Fuß an hundert Dornen hängen. — — —

Freunde ziehn nach meiner Heimat Hagen:
Was laß ich der guten Mutter sagen?
„Liebe Freunde, sucht sie auf, ich bitte,
Führt der Weg Euch hin zu ihrer Hütte;

³² „Aus der Ferne.“ Übersetzt von L. von Neugebauer, Gedichte von A Petöfi. Leipzig 1909.

Saget ihr, daß sie der Tränen schone,
Freundlich sei das Schicksal ihrem Sohne —
Wüßt' sie, daß ich leide zum Erbarmen,
Ach, es bräch' vor Weh das Herz der Armen!“

Was für tiefes Leid muß seine Seele durchwühlen, als er es
einsah, die Bühne sei nicht das Richtige, er trage weit besseres
Verlangen; den dichtenden Genius ahnt er schon und seine
Ahnung steigert sich zur Vision, zur „W a h r s a g u n g“³³:

„Gott ist's — so sagtest Du mir Mutter, —
Der nächtlich unsre Träume schmückt,
Damit im Traum, wie durch ein Fenster,
Das Bild der Zukunft man erblickt.

Nun träumte mir. Erkläre Mutter
Mir, was bedeutet wohl mein Traum?
Mir wuchsen Schwingen, da durchflog ich
Die Luft, — ein Ende nahm es kaum!

„Mein Kind, der Traum bedeutet Gutes,
Ein froh Verheißen schließt er ein:
Er kündet Dir ein langes Leben,
Und Glück wird Dir beschieden sein!“ —

Der Knabe wuchs heran und Flammen
Durchglühten bald des Jünglings Brust,
Und drohten die ihn zu verzehren,
Das L i e d war Balsam ihm und Lust.

Die Laute schließt er in die Arme,
Die alles, was sein Herz bewegt,
Auf goldnen Flügeln des Gesanges
Hinaus in alle Welten trägt.

Gen Himmel flogen seine Lieder,
Sie holten ihm des Ruhmes Glanz,
Und wanden aus der Sonne Strahlen
Ihm um die Stirn den Dichterkranz.

³³ Übersetzt von Schnitzer, B. III.

Doch ist der Honigkeim des Liedes
Ein Gift von tötender Gewalt,
Und jedes Lied, mit einem Tage
Des eignen Lebens wird's bezahlt!

Zur Höllenglut ward ihm die Flamme
Und als ihr Opfer sank er hin,
Wir sehn am Baume seines Lebens
Das letzte Zweiglein still verblühn.

Nun liegt er auf dem Sterbepette.
Bald ist's vorbei! — Die Mutter steht
Vor ihm, mit Tränen in den Augen,
Durchwühlt von Gram; sie klagt und fleht:

„O Tod! Du willst ihn mir entreißen —
Nur einmal gib dem Mitleid Raum!
Gott selbst verhieß ihm langes Leben,
Und kann denn lügen auch ein Traum?“

„Die Träume, Mutter, lügen nimmer, —
Denn, wenn man jetzt mich auch begräbt,
Dein Sohn zählt niemals zu den Toten,
Weil r u h m b e d e c k t sein Name lebt! —“

Eine Zeitlang versucht er den Militärdienst, doch geht es nicht lange; krankheitshalber erhält er seine Entlassung. Die Studien werden fortgesetzt, aber nur eine Zeitlang, denn das Theater läßt ihm keine Ruhe und bis zu jener Stunde, da er beim Dichter Vörösmarty eintrat und ihm seine Verse überreichte, zog er mit einer Wandertruppe umher. Mit der Herausgabe seiner Gedichte im Jahre 1844, die er in einer armseligen Stube in Debreczen sammelte, beginnt sein blendendes Auftreten und die Anerkennung seiner dichterischen Fähigkeit. Er bleibt in der Hauptstadt, lernt viel, bildet sich und wie aus einer feinen, tönenden Harfe brechen die Klänge seines Herzens hervor, als Widerhall der Gefühle dieser stark bewegten Zeit.

„Kern und Wesen aller Individualität, unerforschlich dem Verstande, offenbart sich nur der Anschauung, denn nur für

diese gilt der Satz: Nichts ist drinnen, nichts ist draußen, denn was innen, das ist außen³⁴.“ — So heißt es. Dies müssen wir vor Augen halten im Angesicht einer so mächtigen Persönlichkeit und seiner poetischen Offenbarungen. Der *G e s t a l t u n g s -*trieb ist die Triebfeder jedes genialen Schaffens; es ist dies jene eigenste Kraft, welche die Dinge und Erscheinungen der Außenwelt, durch den inneren Sinn in Einheit bringt; jene Kraft, welche die äußeren, sinnlichen Eindrücke durch die Phantasie ummodelt und zu neuer, seelischer Anschauung bringt. Dadurch entsteht das Neue, das poetisch Wahre, welches das Einzelne, Zerstreute, Mannigfaltige der Erscheinungen in eine höhere Einheit hebt. Der Bildnertrieb war es, der Petöfi auf die *B ü h n e* lockte. Das gestaltende Wirken, hoffte er, der Jüngling, dort zu finden. Er tastete im Dunkeln. Zweimal muß er es bitter erfahren, daß die Bühne nicht die Entfaltung seiner inneren Kräfte hervorbringen kann. Zweimal mußte er dies erfahren, bis er zur Selbsterkenntnis gelangte. Nach jenem Besuch bei Vörösmarty wurde es ihm stets klarer, daß seine Bühne nicht die Bretter und die bemalten Wände seien, sondern sein Heimatland und die Welt. Noch zweifelt er: „Dichter werden oder nicht.“ Diese Frage wirft er auf und verdammt den Augenblick seiner Geburt. O Dichtkunst, du falsche Spinne, die das ahnungslose Herz umspinnst und dann zum unbarmherzigen Erwürger deines Gefangenen wirst! — ruft er. Doch nein:

„P o e s i e, nein, ich verlass' Dich nie,
Denn meine Seele kann Dich nicht entbehren!
Ich will und muß Dich mit dem heißen Blut
Des schmerzzerrißnen Herzens weitemähren.

Verzehre mich, zermartre mir das Herz;
Ob auch die Welt mit ihrem Beifall knickt:
Ich sing' und dichte, bis aus meiner Brust
Der letzte Tropfen warmen Bluts versickert³⁵.“

³⁴ H. Thode, Goethe ein Bildner. Im Goethe-Jahrbuch, B. XXVII, S. 3*.

³⁵ „Dichter sein...“ Übersetzt von Steinbach.

Es war ein M ü s s e n, nicht ein Wollen. Der Gestaltungstrieb in ihm fand nun die seinem Ausdrucksbedürfnisse vollkommen entsprechende Form in der L y r i k. Er lebt in den Erscheinungen; sein eigenstes Ich sah er in der Natur wieder. „Ich bin der wilde Rosenstrauch der unendlichen Natur“ — sagt er von sich. Die Eindrücke, Erscheinungen, die sich seiner Anschauung darbieten, werden durch den Bildungstrieb zur Reflexion gebracht; da kommt die Einbildungskraft und verwandelt das Gedankliche in eine höhere Wirklichkeit. In dieser Welt wird bei Petöfi alles nach seiner Gefühlsseite hin verwertet und gedeutet. Dadurch entsteht eine Fülle von Gefühlen, deren Folge die Exaltation ist. Seine Phantasie und seine Gefühlswelt sind so reich, daß sich ein stetes Haschen, ein steter Wechsel ergibt; hier ist keine Zeit „sich staunend zu ergötzen“. So erklärt sich der plötzliche, bilderreiche Stimmungswechsel. Alles ist Erlebnis; er gibt sich selbst, sein höchstes Gut, sein I c h. Auch er hätte ausrufen können:

„Immer hab' ich nur geschrieben,
Was ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, Ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.“

Wir versuchten dem seelischen und ästhetischen Vorgang in der Dichtkunst Petöfis näherzutreten; noch ist ihr i d e e l l e r Gehalt ins Auge zu fassen.

Ein N a t u r k i n d ist er und fühlt sich eins mit ihr, die da so reich in ihrer Schönheit, so schön in ihrem Reichtum ist. Da drängt sich nun sogleich die Frage auf: Was ist der Mensch auf Erden?

„Eine winzige Frucht nur
Ist die Traubenbeere,
Und doch — damit sie reife,
Braucht's eines ganzen Sommers.
Auch die Erde ist nicht mehr
Als eine größere Frucht...
Wie viele Sommer wohl
Mag erst die Erde brauchen,
Um völlig reif zu werden? —
Und dann: die Beere reift

Nur durch der Sonne Strahlen...
Auch unsre Erde braucht
Zur Reife warme Strahlen,
Doch ist's die Sonne nicht,
Die sie ihr spenden kann,
Der Menschen Seelen sind's:
Und jede große Seele
Ist solch ein Sonnenstrahl;
Doch nur die große Seele
Und die ist, ach, so selten! —
Wie also kann man wollen,
Daß rasch die Erde reife?

Ich fühle es in mir,
Auch ich bin so ein Strahl,
Der dazu wirken soll,
Daß reif die Erde werde.
Und kurz nur lebt ein Strahl;
So weiß ich denn, wenn einst
Die große Ernte anfängt,
Bin ich schon längst dahin —
Doch das Bewußtsein, daß
Auch ich ein Strahl gewesen,
Gibt Kraft im Leben mir,
Verheißt mir Ruh' im Tod.

Auf, meine Seele, denn,
Zur hehren Arbeit, auf!
Kein Tag, kein Augenblick
Darf mehr verloren gehn,
Gar Großes ist zu tun,
Und kurz das Leben nur,
Denn rasch enteilt die Zeit!
Was ist das Ziel der Welt?
Das Glück nur kann es sein!
Wodurch erreicht man es?
Durch Freiheit nur allein³⁸!

³⁸ Aus „Der Apostel“. Übersetzt von Schnitzer. B. II.



PETŐFI.

Von Julius Benczur.

(Mit gütiger Erlaubnis der Könyves Kálmán-Gesellschaft, Budapest.)

Das ist höchste Lebensbejahung! Sein eigenes Leben hat ein jeder zu leben. Er tut es. Die Glückseligkeit hat ein jeder zu suchen. Er tut es. Er findet sie im reichsten Glücke der Liebe. Die Liebe ist die Kette, die alles vereinigt und in Harmonie bringt. Er besingt sie als Liebe zu Gott, zur Natur, als Liebe zur Scholle, zur Heimat, zum Volk, zur Menschheit, als Liebe, als Sehnsucht nach irdischem Glück und als Liebe zur Freiheit, dem höchsten Gut des Menschen:

„Freiheit und Lieb' allein
Erfüllen mein ganzes Sein!
Für meine Liebe
Will ich das Leben,
Für die Freiheit
Meine Liebe geben³⁷!“ —

Das ist sein Wahlspruch. Und wie er sang, so geschah es. Drei Jahre nach jenem Besuch bei Vörösmarty heiratet er, der Gefeierte. Das höchste Glück der Liebe ward ihm auch zuteil. Doch er verließ es, denn höhere Pflichten riefen ihn. Es hieß nicht mehr, das Glück, die Freiheit des einzelnen zu erlangen, sondern das Glück, die Freiheit des Vaterlandes zu retten. Sechszwanzig Jahre alt, starb er den Heldentod, im Freiheitskampfe für sein Vaterland.

Ein Strahl losch aus, doch war es ein Sonnenstrahl, der dem heimatlichen Boden zur Reife der Freiheit half; der durch die Fülle seiner Gefühle nicht nur den Seinigen, sondern auch der Menschheit viel zu sagen hatte. Er, der ungarischste Dichter, hat durch seine mächtige Persönlichkeit dem ungarischen Geist in die große Gemeinschaft der Ideenwelt der Menschheit Zutritt verschafft. Er selbst sagt über seine Lieder³⁸:

„Oft ich in Gedanken mich versenke,
Bis ich selbst nicht weiß, woran ich denke;
Flieg' durchs Vaterland kreuz und quere,
Schwing' hinaus mich über Berge, Meere! —
Und da sind die Lieder meiner Kehle:
Mondschein meiner traumbefangenen Seele.

³⁷ Übersetzt von Neugebauer.

³⁸ „Meine Lieder“. Übersetzt von Neugebauer.

Aber statt mich Träumen hinzugeben,
Sollte wohl ich meiner Zukunft leben
Und bedenken ... Ei, wozu bedenken?
Gott ist gut, er wird's zum Besten lenken.
Und da sind die Lieder meiner Kehle:
Falter meiner leichtsinnheitern Seele. —

Find' ich wo ein schönes Kind am Wege,
Vollends ich die Sorg' beiseite lege,
Blicke tief in ihres Auges Glut,
Wie der Stern in stille Weiherflut.
Und da sind die Lieder meiner Kehle:
Rosen meiner liebesfrohen Seele.

Liebt sie mich: dann trink' ich Eins vor Freude;
Bleibt sie kalt: trink' ich vor Herzeleide ...
Und wo Glas und Wein im Glas zur Stelle,
Sprudelt auf des Frohsinns muntre Quelle.
Und da sind die Lieder meiner Kehle:
Regenbogen meiner trunknen Seele.

Doch indes die Becher fröhlich kreisen,
Dorrt die Hand der Völker noch in Eisen,
Und wie hell das Weinglas auch erklinge,
Dummpfer noch erklirren Kettenringe.
Und da sind die Lieder meiner Kehle:
Wolken meiner kummervollen Seele.“

Verfolgen wir nun die Lieder dieser verschiedenen Stimmungswelten. Solch ein Mondschein seiner träumerischen Seele ist sein „Heimatlied“³⁹:

„Hier hieß Gott das Licht der Welt mich schauen,
In des Tieflands schönen, weiten Auen,
Hier dies Städtchen ist's, dem ich entstamme;
Als wär's voll vom Sang noch meiner Amme —
Längst verhallt, fällt er mir jetzt noch ein:
„Maikäfer, goldenes Maikäferlein!“

³⁹ Übersetzt von Neugebauer.

Zog als Knabe in die Welt, die weite,
Und als Mann kehr' ich zurück nun heute.
Zwanzig Jahre sind seither entschwunden,
Reich an bittren und an frohen Stunden...
Zwanzig Jahr'! ... wie sich die Jahre reihn!
,Maikäfer, goldenes Maikäferlein!'

Sagt, wo seid Ihr, meine Jugendbrüder?
Laßt von Euch nur einen sehn mich wieder!
Laßt in Eurer Mitte mich vergessen,
Daß gereift zum Mann ich unterdessen:
Fünfundzwanzig Jahr' zum Mann mich weihn,
,Maikäfer, goldenes Maikäferlein!'

Wie der Vogel hüpf't von Baum zu Baume,
Flattern die Gedanken mir im Raume,
Sammeln der Erinnerungen Spuren,
Wie die Biene Honig auf den Fluren;
Suchen jedes Gräschen auf im Rain...
,Maikäfer, goldenes Maikäferlein!'

Bin ein Kind, ward wieder jetzt zum Kinde,
Blas' ins Rohr, geschnitzt aus Weidenrinde,
Tummle drauf mein Steckenpferdchen munter,
Jetzt hat's Durst, ich führ's zum Quell hinunter,
So, nun trank's, jetzt über Stock und Stein...
,Maikäfer, goldenes Maikäferlein!'

Abendglöckchen bimmelt durch die Heide...
Roß und Reiter, müde sind sie beide;
Heim ich geh', die Amme nimmt mich wieder
Auf den Schoß und singt mir Wiegenlieder;
Still ich lausch' und schlummre halb schon ein —
,Maikäfer, goldenes Maikäferlein!'

Da ist er zu Hause. Er kennt seine L a n d s l e u t e, die fürs gute Wort alles hingeben, aber dem groben Worte trotzig widerstreben. Ein kurzes Geschichtchen wird erzählt, ein Bild

uns dargestellt in dem Gedichte „Am Dorfe in der
Schenke“⁴⁰.

„Einsam dort am Szamos-Ufer
Steht am Saum des Dorfs die Schenke,
Könnte sich im Flusse spiegeln,
Wenn die Nacht nicht niedersänke.

Ringsherum schon tiefe Ruhe,
Hoch am Himmel Sterngefunkel,
An der Kette ruht die Fähre,
Alles schweigt in Nacht und Dunkel.

Aber in der Schenke drinnen,
Hei, da gibt es noch ein Leben!
Zimbalklänge, Burschenjauchzen,
Daß die Wände schier erbeben!

„He, Frau Wirtin, goldne Blume!
Her vom Besten, rein und edel!
Alt sein soll er, wie mein Urahn,
Feurig, wie mein braunes Mädel!

Spiel', Zigeuner! Spiel', Zigeuner!
Immerzu, wie ich's befehle,
Will mein Geld vertanzen heute,
Und vertanzen meine Seele!“

Es klopft am Fenster: „Still da drinnen!
Zeit ist's endlich aufzuhören!
Schon zu Bette liegt die Herrschaft,
Wollt Ihr sie im Schläfe stören?“

„Hol' der Teufel Deine Herrschaft,
Und Du selber fahr' zur Hölle!
Spiel', Zigeuner! Spiel', Zigeuner!
Gilt's den Tod auch auf der Stelle!“

⁴⁰ Übersetzt von Schnitzer. B. V.

Wieder klopft's: „Mag Gott Euch's lohnen,
Lärmt doch nicht so immer wieder,
Meine arme, alte Mutter
Liegt daheim mir krank darnieder.“

Keine Antwort... tiefe Stille...
Stumm das Zimbal — stumm die Geigen.
Jeder leert sein Glas zur Neige,
Alle gehn nach Haus mit Schweigen.“

Aber nicht nur das Volk, sondern auch den Edelmann seiner Zeit kennt er, samt seinen Fehlern, dem Eigendünkel, dem Sichgehenlassen, der engen Begrenztheit. Humorvoll und lieblich sarkastisch spricht er in seinem Namen⁴¹:

„Dort meiner Ahnen blutig Schwert
Am Nagel hängt, von Rost verzehrt.
Von Rost verzehrt; kein Glanz daran —
Bin ungarischer Edelmann!

Nichts tun: das ist des Lebens Brauch!
Ich tue nichts, drum leb' ich auch.
Die Arbeit geht den Bauer an —
Bin ungarischer Edelmann!

Sei, Bauer, um den Weg bemüht,
Denn Dein Pferd ist's ja, das mich zieht.
Zu Fuße gehn? ich denk' nicht dran —
Bin ungarischer Edelmann!

Der Wissenschaft ich leben soll?
Gelehrte leben jammervoll!
Nichts lese ich, nichts schreib' ich dran —
Bin ungarischer Edelmann!

An einem Wissen bin ich reich,
In diesem kommt mir keiner gleich;
Gut essen ich und trinken kann —
Bin ungarischer Edelmann!

⁴¹ „Der ungarische Edelmann.“ Übersetzt von Neugebauer.

Für mich gibt's keine Steuerpflicht,
Ich hab' ein Gut, ist's groß auch nicht:
Doch große Schulden hängen dran —
Bin ungarischer Edelmann!

Was kümmert mich das Vaterland?
Was seiner tausend Sorgen Tand?
Die Sorgen schwinden, irgendwann —
Bin ungarischer Edelmann!

Im Ahnenhaus nach Ahnenrecht,
Wenn's Leben ich verbraucht, verzecht,
Trägt mich ein Englein himmeln —
Bin ungarischer Edelmann!

Das sind Fehler, das sind Sünden. Dem müßte abgeholfen werden. Es heißt ja⁴²:

„Mag von einem End' zum andern
Man die Erde auch durchwandern,
's gibt kein zweites Volk, kein Reich,
Das dem ungarischen gleich.
Doch, wie soll man es betrachten?
Es bedauern? es verachten?
Wenn Gottes Hut die Erde — dann
Ist Ungarn wohl das Sträußlein dran! — — —

Und trotz des Reichtums, der da gleißt,
Ist dieses Volk, ach, so verwaist, — —
Und droht ihm ohne Sang und Klang
So lange schon der Untergang. — — —
O, Du mein Land, wann glänzt einmal
Auch nur ein einz'ger Sonnenstrahl
Auf Deinen rost'gen Leib hernieder?
Dein S e l b s t g e f ü h l — wann lebt es wieder?“

Die Zeiten waren ja günstig; es lag etwas in der Luft, doch die Stunde schlug noch nicht. — Die Sorgen verscheucht er

⁴² Aus „Die ungarische Nation“. Übersetzt von Schnitzer, B. V.

und die Lieder seiner leichtsinnheiteren Seele dringen als Falter aus seiner Kehle. „Beim Trinkelage“⁴³ singt er:

„Beim wievielten Glase? ... Erst^e beim
Fünften jetzt?!
Teufel! Der hat mir ja weidlich
Zugesetzt.
Sonst stell' ich meinen Mann noch bei zehn;
Heut' kann ich beim fünften nicht mehr stehn.

Wie ich wank'! Und meine Zunge
Stockt im Mund,
Und zum Engpaß Thermopyles
Ward mein Schlund.
Leonidas ist der Wein, der in mich rann
Und ich denk' an Xerxes' Heeresbann.

Mit dem Sprechen geht es heute
Etwas schwer:
Ei, Ihr denkt, das käme wohl vom
Weine her?
Liebe Freunde, ei was fällt Euch da nicht ein!
Unsereinem schadet nie der Wein. — — —

Drum bleibt mit weisen Lehren
Mir vom Leib,
Selbst für König Davids Harfe
Taub ich bleib'.
Niemand führe an der Nase mich herum,
Was ich tu', das tu' ich und ich weiß warum.

Doch ich klappre wie ein Mühlrad
Immerfort,
Klappre, klappre, während mir die
Zung' verdorrt.
Gebt mir Wein, weil sonst die Mühle stehen bleibt,
Wenn nicht reicher Zufluß ihre Räder treibt. — —

⁴³ Übersetzt von Neugebauer.

Doch wo blieb ich? ... Weiß der Teufel!
Halt.... ich hab's!
So was, wie von einer Mühle,
Glaub' ich, gab's....
Doch was hab' von dieser Mühle ich gesagt?
Keine Ahnung! Wenn man mich auch gleich erschlagt.

Eins ist sicher! Meine Lieder
Werden schwer
Wie ein Mühlstein — als wenn es vom
Schlafe wär'.
Nun genug für heute schon beim Wein verbracht,
Rasch ins Bett! Wein, komm im Traume! Gute
Nacht!“

Oft sind die Lieder Rosen seiner liebesfrohen Seele, und da sind es die verschiedenartigsten Töne, die er offenbart. Die Liebe erfüllt ganz sein Herz, darin findet er das höchste Erdenglück. Im Traum vorerst fühlt er dies höchste schönste Glück:

„Ich träumte, ach, so wonnigsüß,
Ich träumte — und ich bin erwacht!
Wie hast Du mich so früh erweckt,
So bald um meinen Traum gebracht?
Was ich in Wahrheit nie empfand —
Ich sah das Glück im Traumgewand.
Was störtest Du mein Traumgesicht? —
O Du mein Gott und Vater mein!
So darf ich nimmer glücklich sein,
Ja selbst in meinen Träumen nicht⁴⁴?“

Sein Traum wird zur Wahrheit. Im Jahre 1847 verehelichte er sich. Sein Glück ist grenzenlos. Was für dichterische Gebilde vermögen dieses höchste Glück zu offenbaren? Er konnte auch dies vollbringen, so tief war die Dichtkunst mit seiner

⁴⁴ Aus „Ich träume...“. Übersetzt von Neugebauer.



PETŐFIS FRAU, JULIA.
Von Nikolaus Barabás.

(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

Seele verbunden; sie waren eins. Er sieht das Schönste, was der Mensch nur träumen kann, und er, der Glückliche, hat all dies in der nächsten Nähe vor sich⁴⁵:

„Ich seh’ des Ostens reichgeschmückte Flur:
Den Blumenharem unserer Gottnatur.
Ich seh’ der Sonne ros’ges Augenlid,
Wie’s blinzelnd aus zerrißnen Wolken glüht.
Ich seh’ den dunklen, schatt’gen Palmenwald,
Worin der Windhauch süße Düfte trinkt,
Und glanzumfloßner Vögel Lied erschallt ...
Ob’s nur nicht Sterne sind, was singt und klirrt?
Ich seh’ aus ferner, klarer Bergeshöh’
Ein blaues Eiland in der weiten See;
Um mir ist’s Herbst, dort hebt der Frühling an;
Der Kranich schwimmt im blauen Ätherbach
Vom Herbst zum Lenz auf wellenreicher Bahn,
Und unsre Sehnsucht fliegt ihm flatternd nach.
Ach, diese Sehnsucht, sie beglückt wohl mehr,
Als wenn ich wahrlich am ersehnten Orte wär’.
Ich seh’ die helle, märchenhafte Nacht.
Das Leben schläft, der Todesengel wacht:
Gespenster huschen durch die luft’gen Höhn,
Der Busch erbebt, wenn ihre Kleider wehn:
Doch ist’s kein trüber, böser Höllenspuk,
Nein, sel’ge Tote schweben da im Zug.
Auf Mondesstrahlen nieder in die Welt,
Aus Deinem Reich, Du goldnes Sternenzelt,
Um die Geliebte an die Brust zu ziehn,
Damit ihr Kuß, im liebenden Erglühn,
Sie an die Himmelsseligkeit ermahnt,
Die jene nur im Traume vorgeahnt.
Ich sehe alles, was sich uns verschloß,
Und nur dem Traume vorbehalten blieb ...
Und all das seh’ ich in zwei Augen bloß:
In Deinen träumrisch schwarzen, ach, Du meine
Lieb’.“

⁴⁵ Übersetzt von Steinbach: „Ich seh’ des Ostens ...“

Vom Ruhm sagt er: „Was ist der Ruhm? Ein Regenbogenlicht, ein Sonnenstrahl, der sich in Tränen bricht.“ — Dasselbe hätte er auch von der Glückseligkeit sagen können. In der mannigfaltigen, unendlichen Fülle seiner Gefühlstöne tauchen unaufhörlich Ermahnungen an die Vergänglichkeit auf. Es ist, als ob im raschen Flug der Phantasie ihre Fittiche die Erde berühren würden. Aus dieser Berührung entspringen dann Lieder, die „Regenbogen seiner trunkenen Seele sind.“

Harmonisch eins fühlt er sich mit der ganzen Welt, das höchste, reinste Glück konnte er sein eigen nennen, doch die Schwermut des Ungarn stimmt ihn wehmütig. Das höchste Glück hat er erreicht, was könnte da noch kommen? Seine junge, vielgeliebte Frau sitzt da auf seinem Schoß. Alles ist Liebe, alles ist Glückseligkeit, doch — sieh da, das Laub fällt vom Baume, Herbst ist es; der Winter naht, der Winter ist der Tod — und dann? — Er spricht⁴⁶:

„Noch sprießen die duftigsten Blumen im Hage,
Noch grünt vor dem Fenster die Espe so schön,
Doch siehst Du dort drüben des Winters Gelage?
Verhüllet vom Schnee sind die bergigen Höhn.
Nochühl' ich Hochsommer im Herzen mir wogen,
Der wonnigste Frühling noch blüht mir darin,
Doch siehst du mein Haar schon vom Silber durchzogen,
Den Reif schon des Winters mein Haupt überziehn?

Es welket die Blume, entschwindet das Leben...
Komm, komm, meine Gattin, mir her in den Arm.
Die jetzt an die Brust mir das Köpfchen gegeben,
Senkst morgen Du's nicht auf mein Grab voller Harm?
Wenn vor Dir ich sterbe, o sprich, wirst Du breiten
Das Leichentuch tränenden Augs auf die Bahr'?
Und könnt' eines anderen Lieb' Dich verleiten,
Vom Namen zu lassen, der mein Name war?

⁴⁶ „Ende September.“ Übersetzt von Neugebauer.

Doch wirfst Du von Dir den verwitweten Schleier,
 So pflanz' auf mein Grab ihn als Trauerpanier,
 Ich steig' dann empor aus dem Grabesgemäuer
 Um Mitternacht — nehme hinab ihn zu mir:
 Die Tränen um Dich, Du Geliebte, zu stillen,
 Die leichthin vergessen Du hast Deinen Mann,
 Die Wunden des Herzens damit zu verhüllen,
 Das e w i g Dich liebet, selbst d o r t noch, selbst d a n n!“

X.

STÜRMISCHE ZEIT!

— 1848 —

Petőfis Vorahnung bewahrheitete sich. Eine andere Ahnung auch. — Ein böses Ungewitter kam über Ungarn am Ende der vierziger Jahre, ein Kampf auf Leben und Tod. Die mächtigen Wellen, welche am Anfange des Jahrhunderts vom Westen her mit stürmischem Brausen loszogen, konnten zeitweise zurückgedrängt werden, doch nur mit um so größerer Wucht drangen dann die Wellen weiter, weiter ins Freie — zur Befreiung der Völker. Ein böses Ungewitter kam über Ungarn. Es war ein entweder — oder. Es schien, die Todesstunde habe geschlagen; durch eine fremde Übermacht niedergerungen stand es da — nichtverstanden. Doch nein, es war nur ein Scheintod. Die i n n e r e K r a f t war zu stark, zu lebensfähig.

Beim Ausbruch des schweren Ungewitters war es Petőfi, der die Fahne hielt. Sein Leben nährte sich aus zwei Quellen; die eine war die Liebe, die andere das V a t e r l a n d. Er sagt⁴⁷:

„Wenn der Herr des Himmels also zu mir spräche:
 ‚Wähl' mein Sohn! Ich will Dir zugestehn,
 So zu sterben, wie Du selbst begehrest.‘ —
 Würd' ich d a s von meinem Gott erfliehen:

⁴⁷ „Wenn der Herr...“ Übersetzt von Neugebauer.

Herbst sei's — Herbst, voll mildverklärter Ruhe,
Gelbes Laub, beglänzt vom Sonnenschein,
Und im Laub stimm' an sein letztes Liedchen
Ein vom Lenz vergeßnes Vögelein.

Und so wie der Tod mit leisen Schwingen
Unbemerkt die Herbstnatur ereilt:
Also mög' auch mich er überkommen,
Sichtbar erst, wenn er ganz nahe weilt.

Dann, dem Lied des Vögleins gleich im Laube
Zaubervoll mein Schwanensang erkling',
Daß hinab er in die Herzenstiefe
Und empor zur Himmelshöhe dring'.

Und ist dann mein Zaubersang verklungen,
Schließe mir ein Kuß die Lippen zu,
Dein Kuß sei's, Du schönes, blondes M ä d c h e n,
Holdestes der E r d e n w e s e n, Du!

Wollte Gott dies aber nicht gewähren,
Bät' ich Ihn, daß Lenz es möge sein:
Schlachtenlenz, wo Rosen — blut'ge Rosen,
An der Brust von Männern reich gedeihn.

Und es sing' der Schlachten Philomele:
Die Drommet', entfachend Kampfeslust,
Dort sei ich auch, und die Todesblume,
Blutigrot, entquell' auch meiner Brust.

Wenn herab ich dann vom Rosse sinke,
Schließe mir ein Kuß die Lippen zu,
Dein Kuß sei's, Du schöne heil'ge F r e i h e i t,
Holdestes der H i m m e l s w e s e n Du!“

Er spricht zum Vaterland so innig, wie ein Liebender zur
Geliebten, wie ein Kind zum gramgebeugten Vater⁴⁸:

⁴⁸ Übersetzt von Schnitzer. B. IV.

„Dein bin ich mit Herz und Seele,
Dein, mein Vaterland!
Andres mehr als Dich zu lieben,
Wär' ich nie imstand.

Meine Brust, sie ist ein Tempel,
Du bist der Altar:
Bleibst Du aufrecht, mag der Tempel
Fallen ganz und gar!

Mit dem letzten Atemzuge
Hauch' ich ein Gebet,
Das für Dich den Segen Gottes
Heiß herniederfleht.

Keinem will ich es vertrauen
Nimmer künd' ich's laut,
Daß Du mir das Allerliebste,
Das ich je geschaut.

Heimlich will ich Dich begleiten,
Treu mit Dir vereint.
Aber nicht nur wie der Schatten,
Wenn die Sonne scheint.

Wie der Schatten, wenn der Abend
Sich herniedersenkt,
Wächst ja auch mein Kummer, wenn Dich
Dunkelheit umfängt.

Und ich weih' mit den Getreuen
Einen Becher Dir:
Möge sich Dein Glanz erneuen!
Dauernd für und für!

Und den vollen Becher leer' ich
Dann mit einem Zug,
In den Wein fällt eine Träne —
Bitter schmeckt's genug!

Diese Lieder, die aus seiner Kehle ertönen, sind die „Wolken seiner kummervollen Seele“.

Doch trotz der schwersten Schicksalsprüfungen kann ihn nichts einschüchtern. Feurig, trotzig, stolz, der Verzweiflung nahe, doch wieder hoffend, wechseln, springen seine Gefühle und die Einbildungskraft erhascht ein Bild, um sofort einem anderen Platz zu machen. Das Bild, das Wort, scheint nicht genügend Raum zu haben, um dem Gefühlsinhalte gehörig nahekommen zu können. Beim Anblick seiner Heimat steht er da, sieht vom Schmerz gebeugt das tiefe Elend, sieht es, geblendet durch die schöne, herrliche Vergangenheit. Er weint! Was war diese alte Herrlichkeit? Ein funkelnder Stern, der für ewig verschwand? Nein, das kann nicht sein — sie wird sich erneuern! — Dies ist der Ideengang des Gedichtes „Vom Vaterland“⁴⁹.

„Die Sonne sank doch stiegen nicht
Die Sterne auf. Die Nacht ist trüb.
Kein Strahl ringsum. Mein Lampenlicht
Nur glüht, und meine Heimatslieb’.

O Heimatsliebe! Heil’ger Brand!
Du strahlst mit Sternenzauberschein:
Mein armes, armes Vaterland,
Solch Sterne nennst Du wen’ge Dein....

Wie meines Lämpchens Flamme zuckt und bebt?
Was lodert sie? was hat sie angefacht?
Ihr Ahnen meines Volkes, Ihr umschwebt
Mein Lämpchen hier in stiller Mitternacht.

Als stellte Sonne sich an Sonne ein,
So herrlich leuchtet diese Geisterschar...
Sie leuchtet so, weil sie der Glorienschein
Des Heldenruhms umschimmert wunderbar.

⁴⁹ Diese Übertragung folgt teils der von Neugebauer, teils der von M. Farkas in Grail, Blüten der ungarischen Dichtkunst. Budapest 1890.

Auf Deine Ahnen, Ungar, blicke nicht,
Der Du jetzt weilst in ewig finst'rer Nacht!
Blick' nicht auf sie, auf dieses Sonnenlicht....
Dein Aug' ist schwach... Dich blendet Sonnenpracht.

O Vaterland, wie reich warst Du, wie groß!
Reich an Besitz und groß an Siegesmacht.
Es sank der Stern in Deiner Meere Schoß
Aus Ost und West, aus Süd und Mitternacht.

Nur daß der Lorbeer längst nicht mehr gedieh,
Der Deine stolze Stirn aufs neu umrankt.
Ein leichtbeschwingter Aar ist Phantasie,
Doch wird sie müd, bis sie dahin gelangt.

Und längst verwelkt ist jener Lorbeerkranz,
Der Deine Stirne krönte hoch und hehr —
So längst schon, daß der Ruf von Deinem Glanz
Mir jetzt erscheint wie eine dunkle Mär.

Schon lange hab' ich nicht geweint... und jetzt
Wird's mir ums Auge trüb und nebelgrau.
Mein Volk! die Träne, die mein Auge netzt,
Ist sie Dein Morgen- oder Abendtau?

O U n g a r r u h m, warst Du ein eitel Spiel?
Ein Spiel des F a l l s t e r n s? der vom Himmel hoch
Als Feuerregen funkelnd niederfiel
Und tief im Erdenschoße sich verkroch?

O Ungarrruhm! bist ein K o m e t vielleicht?
Der von der Bahn sich plötzlich weggeneigt,
Daß nach Äonen eine Welt erbleicht
Und zitternd starrt, wenn er a u f s n e u sich zeigt?“

Die Hoffnung, daß der alte Ruhm aufs neue aufglänzen wird, ist stark in ihm. Da heißt es m i t a r b e i t e n. Er hat erreicht, was nur erreichbar ist, so daß sein Herz vom Glücke überfließt; er wußt' auch nicht, was noch erhoffenswert? Erreicht' er doch das Höchste auf der Erd'. Doch dem Vater-

lande geht es schlecht; genug der Worte, die Taten müssen reden. Da muß er mittun, als einer der Ersten, der Besten. Sein Nationallied war das erste Erzeugnis der am 15. März 1848 neuerrungenen Preßfreiheit. Mächtig ertönt es:

„Auf, auf Magyar! Zum Kampfe zieh!
Die Zeit ist da! Jetzt oder nie!
Willst Sklave Du, willst frei Du sein?
Das gilt es jetzt, die Wahl ist Dein!
Laßt, Brüder, uns zum heiligen Eide scharen:
Der Knechtschaft Tod! Beim Gott der Magyaren⁵⁰.“

Er sieht es, er fühlt es, daß er nicht vergebens lebte! Die Freiheitssehnsucht aller Völker sieht er und ruft⁵¹:

„Nur ein Gedanke quält mich fort:
Im Bett, auf Kissen, sterben dort!
Dahinzuwelken, hoffnungslos, verzagt,
Der Blume gleich, geheim vom Wurm benagt;
Vergehen langsam, wie der Docht vergeht,
Der in vereinsamt — öder Kammer steht.
O Du mein Gott, erhör' mein Flehn:
Laß mich nicht so zu Grabe gehn!
Ich sei ein Baum, durch den ein Blitzstrahl zündend
wette;
Ein Baum, den der Orkan entwurzelnd nieder-
schmettre.
Ein Felsen, den vom Berg der Donner löse
Mit Erd' und Himmel schütterndem Getöse
Wenn jedes Sklavenvolk einst zieht,
Zur Walstatt hin, des Joches müd,
Das Antlitz gerötet, mit blut'gem Panier,
Drauf leuchtend des heiligen Schlachtrufes Zier:
Für die Weltfreiheit! —
Der in die Weit'
Hinausposaunt von Ost nach Westen gellt,
Und sich zum Kampfe die Tyrannis stellt:

⁵⁰ Übersetzt von Neugebauer.

⁵¹ Übersetzt von Neugebauer.



PETŐFI (1848).

Von Barabás.

Petőfi wurde im Herbst 1848 zum Hauptmann in der ungarischen Nationalgarde ernannt. Als solcher zieht er dann für die Freiheit seines Volkes in den Kampf und in den Tod!

(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

Dort fall' ich als Held
Im blutigen Feld,
Dort möge mein Blut mir, das junge, entströmen:
Und laß ich mein Scheidewort jauchzend vernehmen,
So werd' es verschlungen vom Säbelgeklirr,
Trompetengeschmetter und Schlachtengewirr,
Und über mich stieb',
Wo entseelt ich blieb,
Zum herrlichen Sieg man auf schnaubenden Pferden,
Und lasse zurück mich zerstampft auf der Erden.
Und mein verstreut Gebein man sammeln mag,
Wenn anbricht der Bestattung großer Tag,
Und bei gedämpften Trauerfeierklängen,
Voran die Fahn' mit schwarzen Florbehängen —
In ein Grab man die Helden trägt, die sich geweiht
Dem Tod für Dich, Du heilige Weltfreiheit!“

Die so schönen Aussichten der Ungarn — sie hatten sich die verfassungsmäßigen Freiheiten ohne Blutvergießen erworben und im April 1848 wurden die Gesetze vom König sanktioniert — diese Aussichten trübten sich nur allzubald. Metternich stürzte wohl, doch sein absolutistischer Schatten tauchte wieder auf. Der Regierung in Wien paßte es nicht, daß dieser Schritt der Nation nach vorwärts geschehen war; um ihn etwas zu erlahmen und zu entkräften, fachte man den Nationalitätenhader in Ungarn an. Der Funke zündete, mächtiges Feuer entbrannte. Nun handelte es sich um das Sein Ungarns. Das Jahr 1849 brachte blutige Kämpfe, in denen der aus Gerechtigkeit und bewußter Lebensfähigkeit ernährte Heldenmut der Ungarn Wunder wirkte. Doch der Übermacht, der starken fremden, russischen Hilfe — die damit weittragenden Zukunftsplänen vorzuarbeiten bestrebt war — konnte das Volk nicht lange widerstehen. Im Juli 1849 — einen Monat vor der Waffenstreckung Görgeys bei Világos — steht Petöfi, der seit Beginn des Freiheitskampfes Soldat war, als Adjutant des greisen Generals Bem im Schlachtensturm; am letzten Tage dieses Monats fällt er bei Segesvár in Siebenbürgen, von einer Kosakenlanze durchbohrt. Auf dem Schlachtfelde haucht er

seine Seele aus! Auch dieser vorgeahnte, dieser ersehnte Tod ward ihm vergönnt. Seine echte, schlichte, ungarische Seele, voller Liebe und Freiheitsgefühl, erhielt dadurch den Glorienschein. Er zog von dannen, verschwand vor den Augen der Seinigen und niemand weiß sein Grab. Gemeinsam mit seinen getreuen Brüdern ward er begraben. Wie im Leben, so im Tode eins mit seinem Volke, eins in der Erde selbst mit seiner heißgeliebten Heimat!

Es war, als sollte sich nicht nur über Petöfi die ewige Nacht ausbreiten, sondern auch am Himmel der Nation tiefe, finstere Nacht einbrechen und ewig bleiben. Es schien, als wollte selbst kein Stern am Himmel mehr aufleuchten. Ja, wäre dies denn möglich gewesen, konnte diese Nacht ewig andauern? Es hieß ja:

„Es kann nicht sein, daß unnütz floß
So vieler Herzen Blut —“
„Es kann nicht sein, daß so viel Geist
Und Kraft und heil’ger Mut
Hinwelken soll —“

XI.

VOLLENDUNG UND AUSBLICK.

— Arany —

Die Sonne, die erst kurz vorher mit roten, blutigen Strahlen gesunken war und der die finstere Nacht folgte, wollte nicht wieder im lebenspendenden Morgenglanz aufgehen. Ein fürchterlicher Druck lag auf den Seelen, doch die Seele war nicht tot. Traurig, doch selbstbewußt trug sie ihr Los, den auf den Freiheitskampf folgenden Absolutismus seitens der Wiener Regierung. Was in ihr in dieser Zeit vorging, erhellt am besten in den Dichtungen Johann Arany's.

„Hinweg mit diesem traurigen Bild,
Das ist ja die Wahrheit, das wüste Leben.
Schenk' mir Träume vom grünenden Lenz,
O Dichtkunst!“

Eine in sich gekehrte, beschauliche Persönlichkeit ist er, ein ruhiger Beobachter. Seine Anschaulichkeit ist mit der Schlichtheit, Gradheit seines Volkes wesensverwandt. Petöfi gibt sich selbst, wuchtig, aufrichtig, unmittelbar; Arany spricht durch seine Personen. Er schaut und sieht die kleinsten Wesenseigenschaften der Erscheinungen, Geschehnisse und Handlungen. Bei Petöfi wird alles nach seiner Gefühlsseite hin erfaßt und ausgedrückt. Der Bildungstrieb Arany's setzt mittels der Reflexion das Geschaute in das G e d a n k l i c h e um; die Phantasie verwandelt dies in eine neue, vereinfachte, geläuterte Welt. Dadurch bekommt das Reale eine höhere Weihe, die Natur wird durch den Geist durchdrungen, und so entsteht die höhere Form des Natürlichen, des Realen. Nicht das Wahre, das Reale, sagt Arany, sondern dessen himmlisches Ebenbild ist das Gestaltliche der Dichtkunst. Diese stark entwickelte Empfänglichkeit Arany's für die Eindrücke des Gesichtssinnes hätten ihn zum Maler, zum Bildhauer bestimmt. Er selbst dachte auch daran. Er vergaß aber dabei seine ungemein stark entwickelte Sensibilität. Seine Einbildungskraft führt ihm Bilder, Geschehnisse höherer Realität zu, aber das Verharrende genügt ihm nicht, er will das Werden sehen. So mußte er Dichter werden. Alles, was er durchlebte, alles, was er sah, war für ihn nicht nur Stoff, nicht nur Körper, Leib, sondern gleichzeitig Seele auch. Sein dichterisches Schaffen kann als „bildlich anschauliche Gestaltung äußerer und innerer Erfahrungen gekennzeichnet werden.“ Er sagt nicht, was für einen Eindruck das Geschaute auf ihn ausübte, sondern schildert den seelischen Vorgang in den handelnden Personen selbst. Es ist dies ein Sichhineinleben in die verschiedensten seelischen Vorgänge, das nur durch seine starke Empfänglichkeit und seine ungemein ausgeprägte Beobachtungsgabe möglich war. Als „e w i g e r B i l d n e r“ steht er vor uns, der seine Gestalten als Leib und Seele darstellt.

Solche dichterische Begabungen brauchen natürlicherweise eine gewisse Zeit zur Sammlung. Dreißig Jahre alt war er, als sein erstes episches Gedicht in 12 Gesängen, „T o l d i“ betitelt, im Jahre 1847 erschien. Es ist dies aber kein Erstlingswerk, sondern bereits vollendete Kunst.

In einer kleinen historischen Stadt Ungarns, als Sohn armer Bauern geboren (1817; gest. 1882), verlebte er seine früheste Jugend zurückgezogen inmitten seines Volkes. Die Bibel war sein erstes Buch, auch las er Erzählungen, Gedichte, Geschichten, wie es der Zufall mit sich brachte; bald versuchte er selbst einige Gedichte zu verfertigen.

Von diesem biederem, engen Kreise zog er nach Debreczen, ins Kollegium, um zu studieren. Nach einigen Jahren regt sich in ihm der Bildnertrieb und er glaubt, zum Maler oder Bildhauer geboren zu sein; dann denkt er das Richtige auf der Bühne gefunden zu haben. Ein halbes Jahr hindurch wandert er als Schauspieler mit seiner Truppe herum, da träumt es ihm, seine Mutter sei gestorben. Seine allen Eindrücken gegenüber so empfängliche Seele kann dem Traumgebilde nicht entgehen, er läßt das Wanderleben, kehrt nach Hause zurück. Seine Mutter stirbt kurz darauf, seinen Vater findet er erblindet. Eine jähe Wendung vollzieht sich in ihm. Er lernt und liest; wird Lehrer, dann Notar seiner Heimatstadt, heiratet und arbeitet zurückgezogen für sich. Er war fast 30 Jahre alt. Da geschah es, daß die literarische Kisfaludy-Gesellschaft in Pest einen Preis auf eine in Versen geschriebene Erzählung ausschrieb, deren Held eine im Volksmunde lebende Gestalt sei. Das bewunderte, preisgekrönte Werk war der *Toldi* des bis dahin unbekannten Dichters *Arany*. Petöfi sendet ihm, dem Unbekannten, ein herzlich unmittelbares, entzücktes Schreiben, in dem er unter anderm sagt:

„Mög' zu Toldis Sänger meine Seele schweben,
Ihm die Hand zu pressen, ihn ans Herz zu drücken.
Bruder in Apoll! Ich las Dein Werk soeben,
Und erfüllt ist meine Seele von Entzücken.

Wer und was, o sage, bist Du, der da dringet
Gleich dem Feuerberg, jäh aus Meeresgründen.
Blatt um Blatt man ändern nur den Lorbeer bringet,
Doch zum reichen Kranze muß man Dir sofort ihn
winden⁵².“

⁵² „An Arany“. Übersetzt von Neugebauer.



ARANY (1865). Von Barabás.
(Mit gütiger Erlaubnis der Athenäum-Gesellschaft, Budapest.)

Was war es, das solch ungeheures Aufsehen erwecken konnte? Die Persönlichkeit des Haupthelden, des Nikolaus Toldi und die Welt, in der er lebte. Ein echter Magyar und eine echt ungarische Welt stehen vor unseren Augen. Ein Bild aus kleinen Mosaiksteinen zusammengefügt, jedes Steinchen aus heimatlichem Boden gewonnen, das Ganze aber atmet köstliche, jugendliche Kraft und Frische. In der Antwort des Dichters auf die herzlichen, beglückwünschenden Zeilen Petöfis heißt es: „Was ich bin, fragst Du? Ein Sprößling meines Volkes, durch das, für das ich lebe. Ihr Schicksal ist das meinige auch, und wenn ich singe, so ist mein Lied dem Ihrigen ganz gleich!“

Er kennt die ungarische Seele, die guten wie die fehlerhaften Merkmale und weiß diese uns klar und rein darzustellen. In dieser epischen Dichtung — sie besteht aus drei Teilen — verfolgen wir den Entwicklungsgang des Nikolaus Toldi von seiner Jugend an bis zu seinem Grabe. Eine Persönlichkeit ist er, behaftet mit den seelischen Eigentümlichkeiten seines Volkes, doch auch allgemein menschlich anziehend zugleich⁵³.

Da lebt er, der Sohn eines schon gestorbenen, vornehmen Edelmannes, mit seiner Mutter auf dem ländlichen Besitztum der Familie. Sein Bruder Georg ist Ritter und lebt zu Ofen am Hofe Königs Ludwigs des Großen (XIV. Jahrh.). Georg liebt seinen Bruder Nikolaus nicht; neidisch sieht er die außerordentliche Kraft und Tüchtigkeit des Bruders, fürchtet sich, in ihm einen Nebenbuhler zu bekommen, deshalb läßt er ihn zu Hause, dort möge er aufwachsen zwischen der Dienerschaft und den Dorfburschen. So wird es auch gelingen, daß er, Georg, allein die Einkünfte verzehren könne. Die Jahre vergehen, Nikolaus wächst zu einem kräftigen Naturmenschen heran. Arbeitet tüchtig am Feld mit den Knechten. Die bren-

⁵³ Der erste Teil besteht aus 12 Gesängen. Übertragen: Toldi. Aus dem Ungarischen des J. Arany von M. Kolbenheyer. Pest 1855. (Es gibt mehrere Übertragungen; hier wurde stets diese angeführt.) Der zweite Teil besteht aus 12 Gesängen. Übertragen: Toldis Liebe. Übersetzt von M. Kolbenheyer. Budapest 1884. — Der dritte Teil in 6 Gesängen, übersetzt: Toldis Abend. Von M. Kolbenheyer. Pest 1856, — Vgl. Fr. Riedl, Arany J. Budapest 1904.

nende Mittagssonne sendet eben ihre Strahlen herab; alle ruhen, nur ein Geselle steht und starrt nach der Landstraße, wo aus einer Staubwolke ein glänzendes, schimmerndes Heer sich entfaltet:

„Wie sich aus dem Dampfe dort die Scharen heben,
Hebt sich hier des Jünglings Brust mit heißem Beben,
Und er neigt nach vorne, neigt nach vorn sich immer,
Herz und Seele leuchten aus des Auges Schimmer.

„Schöne Ungarrecken, goldne Heldenbrüder,
Ach mit Schmerz, mit Wehmut seh' ich Eure Glieder.
Ach, wie gerne möcht' ich unter Euch mich stecken,
Schöne Heldenbrüder, goldne Ungarrecken!“

Das ist sein sehnlichster Wunsch: ein tapferer Krieger sein zu können. Ein Zug, der im Volke auch stets lebendig war und ist. Doch aus der träumerischen Sehnsucht erweckt ihn der barsche Zuruf des Anführers der Truppe: He, Bauer Du, wo führt der Weg nach Buda? — herrscht er ihn an. Im Augenblick erfaßt er den Sinn der Worte. Er ein Bauer, er, der Herr dieses Besitzes. Wortlos zeigt er mit einem schweren Wieselbaum den Weg. Sein Inneres tobt vor Wut, vor Zorn und Verbitterung. Der Ritter hat ja recht; einem Bauernburschen ist er gleich. Der schlaue Bruder hat redlich für ihn gesorgt, daß er ungestört leben könne. Das Selbstbewußtsein erwacht in ihm. Voller Groll und Gram kehrt er nach Hause. Schon von weitem sieht er das emsige Treiben im Hofe, große Vorbereitungen werden in der Küche getroffen. Herr Georg kam von Buda (Ofen) nach Hause mit fünfzig Recken, um sich einige recht vergnügte Tage zu machen. Als er ihn erblickt, bewältigt die brüderliche Liebe den Haß, den Zorn, und mit offenen Armen eilt er zu ihm, um ihn zu begrüßen. Doch Georg wendet sich ab, schilt ihn, er sei faul, fliehe die Arbeit, gibt ihm sogar im Wortwechsel einen Streich auf die Wange. Dies ist zu viel. Heftiger Zorn befällt ihn und er geht auf den Bruder los. Die gute Mutter stürzt herbei und hält ihn zurück. —

„Dieser tolle Junge sammelt sich nun wieder,
Läßt die Arme sinken, schlägt die Augen nieder.
Und als ob aus bösem Fieber er erwachte,
Schleicht er, wankt er aus des Vaters Hause sachte.

Setzt sich in des Hofes allerfernste Ecke,
Wo kein Späherauge seinen Gram entdecke,
Stützt in beide Hände dort sein Haupt verstört
Und bricht aus in Schluchzen, wo ihn keiner höret.“

Doch Georg sinnt nach süßer Rache. Nach dem reichen Schmaus befiehlt er seinen Recken, sie sollen ein Lanzenspiel beginnen. Die Planke dort bei der allerfernsten Ecke des Hofes sei das Ziel. Nikolaus duldet diese böse Schmach, doch als eine Lanze seine Schulter traf, ergriff er in toller Wut den Mühlstein, auf dem er saß, und schleuderte ihn blindlings zwischen das Gesindel. Einer blieb auf der Stelle tot liegen. Er muß fliehen, Georg war fürchterlich erbost, doch freute er sich auch, denn jetzt kann er gesetzlich gegen den Bruder auftreten und so fällt dann auch sein Teil auf ihn. —

„Wie der Hirsch, verwundet von des Jägers Pfeile,
In des Waldes Dunkel flieht mit Schmerzgeheule,
Sich an kühler Quellen Rande zu erquicken
Und für seine Wunden weiches Moos zu pflücken;

Ach, im heißen Mittag ist versiegt die Quelle,
Und auch Moos, es findet sich nicht an der Stelle;
Dornen bohren tief ins Fleisch sich dem Verletzten,
Äste streifen hemmend den zu Tod Gehetzten:

Also irrte Niklaus. — Sorge, finstre, bleiche,
Drängt ihn, wie der Sporn tut in des Rosses Weiche;
Wie im Stall, der Feuer fing, das Roß die Krippe
Beißt und schlägt, so schlägt das Herz ihm an die Rippe.

An den Bächen irrt er, irrt im Schilf, im Rohre,
Nirgends ihm zur Ruhe öffnen sich die Tore;
Ob er noch so weit sich in die Ferne stehle,
Nirgends, nirgends Balsam für die wunde Seele.“

Tage vergehen. Die besorgte, gute Mutter sendet den treuen, alten Diener B e n c e aus, um ihren heißgeliebten Sohn aufzusuchen und ihm Nahrung zu bringen. Er findet ihn endlich. Was ist das für eine große Freude für den redseligen Alten, der ihm auch Braten, Wein und Weißbrot aufischt. Nikolaus nimmt es freudigst an, doch die Beweisführungen des Alten, daß sich alles wieder in Ordnung bringen ließe, daß Georg bald nach Ofen zurückkehren werde und alles dann in Vergessenheit gerate — rühren ihn nicht. Es ist um ihn geschehen, er sieht alles klar und sagt selbstbewußt:

„Nicht dazu bestimmt ward ich im Mutterleibe,
Daß im Schilf mit Fröschen ich mein Leben treibe,
Nicht zum Bauernknechte hat mich Gott erschaffen,
Der zu Dienste sei dem ersten besten Laffen.“

Er will in die Welt ziehen. Der treue Alte hält dies für eine große Torheit. Er wird doch nicht sein Heim, seine Dienerschaft, seine gewohnten Unterhaltungen und Arbeiten verlassen, er denke doch auch an die Mutter, die vor Leiden ins Grab sänke. Als er erwähnte, wie sich die Mutter quäle — wälzt er einen schweren Stein ihm auf die Seele. Nun gut, so möge er der Mutter, der geliebten, sagen, daß der Stern ihres Sohnes sich verdunkelt habe; nichts werde man über ihn erfahren, doch sei dies bloß ein Scheintod. W i e d e r e r s c h e i n e n wird er und ungeahnte, sagenhafte Taten vollbringen! Mit dieser Botschaft kehrt der traurige Diener zurück. Die Liebe zur Mutter bewegt Nikolaus dazu, daß er vor seinem In-die-Welt-gehen von ihr sich verabschiede. Heller Mondschein verklärt die ganze Gegend. Er ist beim Hause angelangt:

„Lauscht und späht vergebens; nichts zu sehn, zu hören.
Kaum der Wurm im Holze wagt die Ruh' zu stören.
Soll er klopfen oder nicht? Es fehlt am Mute,
Und der Finger bebt, der auf der Klinge ruhte.“

Ei, wie ist doch solche Furcht in ihn gekommen?
Hätte sonst mit Drachen selbst es aufgenommen.
Ach, er fürchtet, wenn er ein Getöse mache,
Daß erschreckt die Mutter nicht darob erwache.“

Wie zartfühlend kann dieser kräftige, jähzornige, stolze, selbstbewußte Nikolaus sein! Alles Wesenseigenschaften der ungarischen Seele.

Da ist er schon im Nebenzimmer, die Mutter sitzt beim Tische, das Haupt, das sorgenschwere, darauf neigend. Er tritt ein:

„Süße, teure Mutter, wollt mir ja nicht zagen,
Eurem Hause bringt mein Kommen keine Plagen,
Ob ich schon als Nachtgeist wandle, keine Nöten,
Wenn am Tag ich käme, würden sie mich töten.“

Als die Frau dies hörte, war die Furcht verbannet,
Hält mit beiden Armen ihren Sohn umspannet;
Klein ist nur ein Heller, doch auf Niklaus' Wangen
Nichts noch Kleinres, das nicht ihren Kuß empfangen.“

Er teilt ihr seinen Entschluß mit, den er faßte, denn:

„Wohlbekannt sind mir des Vaters Heldentaten,
Und ich sollte meinem Stamm zur Schmach geraten?
Stracks will ich nach Ofen in des Königs Dienste,
Zeigen dort von keinem noch gezeigte Künste.
Künste, die dem Bruder keine Schande bringen,
Mag vor Neid das Herz ihm auch darob zerspringen.“

Die Dienerschaft Georgs erwacht; er muß rasch fliehen, die verzweifelte Mutter verlassend. Er schreitet nach der Hauptstadt. Seine Schuld fühlt er, will sie sühnen. Das starke moralische Gefühl fordert dies. Schon ist er nicht mehr ferne von der Stadt, als der Weg neben einem Friedhofe führt. Jammerndes Schluchzen hört er. Eine schwarzgekleidete Frau weint bitterlich über zwei neuaufgeworfenen Gräbern. Von Ritterart konnte er noch nichts lernen, doch sagt es ihm das angeborene, ritterliche Gefühl der Volksseele, daß er sich der armen Witwe annehmen müsse. Aus der stotternden, schluchzenden Rede der Frau erfährt er, daß sie eben heute ihre beiden Söhne hier begrub; ein mächtiger, tschechischer Recke auf der Donauinsel hätte die beiden im Zweikampf erlegt. Niemand könne ihn bezwingen, die besten Ungarhelden hätten

schon mit ihm den Kampf aufgenommen, doch vergebens. Morgen wird sich kaum mehr jemand finden, der sich mit ihm messe. Nach echter Ritterart sagt er der Witwe:

„— — — Nun genug der Zähren,
Wohl nicht mehr ins Leben werden diese kehren;
Aber nicht zu Gnaden soll mich Gott erwecken,
Wenn ich sie nicht räche an dem schnöden Recken.“

In der Stadt angelangt — spät abends ist es schon — fühlt er, wie einsam, wie verlassen er dastehe. Auch denkt er, wie er wohl sich mit dem fremden Ritter messen könne, so ohne Rüstzeug, ohne Degen. — Halt! Da fällt ihm was ein. Rasch kehrt er zum Friedhof zurück zur Witwe; sie soll ihm das Rüstzeug ihrer Söhne geben. Doch vergebens, sie ist schon fort. Ermüdet, ohne Obdach legt er sich auf ein Grab nieder und schlummert ein. Da als wär's im Traume hört er Hufschläge schallen. Ein Reitersmann zieht am Friedhof vorüber. Ist's denn möglich — der alte Bence ist es! Nikolaus reißt ihn rasch vom Pferde, küßt ihm jedes Stäubchen weg vom Antlitz.

„Bence kann von allem diesem nichts verstehen,
Ein Gespenst des Grabes meint er stets zu sehen.“

Lange dauert es, bis sie sich aussprechen konnten und der Alte ihm die von der Mutter ins Brot gebackenen hundert Dukaten übergibt. Einen behält sich Nikolaus, die andern möge er bewahren. Beide gehen in die nächstliegende Schenke und da zecht er unbändig, jauchzend, ausartend im Gefühle seiner Urkraft. Vergebens ermahnt ihn der treue Alte; das kleinste Maß selbst schadet ihm und plötzlich

„Schweigt der alte Tadler und verstummt die Lehre,
Auf die Bank hernieder sinkt das Haupt, das schwere,
Es beginnt der Ofen sich vor ihm zu drehen,
Um den guten Bence war es jetzt geschehen.

Toldi macht dem Jubel auch zuletzt ein Ende,
Auf dem Tische legt er sich auf beide Hände;
Mit geschwollnen Adern, mit erhitzter Lunge,
So liegt er da, so schläft er ein, der mächt'ge Junge!“

Nach diesem realistisch geschilderten Zechgelage wird am nächsten Morgen Rüstzeug gekauft. — Der Zweikampf endet mit dem Siege Toldis; der falsche Recke wollte ihn meuchlings niedermachen, nachdem er zuvor Nikolaus um Gnade flehte, doch im Wasserspiegel der Donau bemerkt er sein Vorhaben und mit dem Schwerte, das er ihm rasch abgenommen, erhielt der fremde Riese jetzt den Rest. Jubel ertönt, die Banner wehen, die Berge wiederhallen den lauten Freudenlärm. Nikolaus wird zum König gebracht. Treu, offenherzig, aufrichtig, bescheiden, doch ohne Furcht — wie es eben einem echten Ungarn ziemt — erzählt er dem König seine Geschichte. Der König vergibt ihm, schlägt ihn zum Ritter und überreicht ihm einen kunstvollen Degen. Und daß seine Freude keine Lücke habe, sieht er außerhalb der Schranken seine Mutter nahen:

„Da vergißt er alles, stürzt in ihre Arme,
Zieht sie, trotz des Panzers, sanft ans Herz, ans warme;
Keines spricht, man weint nicht, lacht nicht, nur der alte
Bence hinter ihnen schluchzte, daß es hallte.“

Endlich kann die Mutter, die Tränen zurückhaltend, sprechen:

„Liebling meiner Seele, süßer, teurer Knabe,
Wohl mir, daß ich wieder, Aug' in Aug' Dich habe;
Schmuck bist Du, es kleiden herrlich Dich die Waffen,
Traun, es hat zum Ritter Gott Dich selbst geschaffen.“
Niklaus drauf: Was sagt' ich, beste aller Mütter,
Früher oder später wird aus mir ein Ritter.
Doch ich dank' es nicht der Kraft in meinen Armen,
Sondern nur des Himmels gnädigem Erbarmen.“

Soweit der erste Teil der epischen Trilogie.

Toldis Lebenslauf beschäftigte den Dichter sein ganzes Leben hindurch. In dem ersten Teil ist es Frühling, der Frühling der Jugend, kräftig, verheißend, hoffnungsvoll. Im zweiten Teil, — Toldis Liebe — der am Lebensabend des Dichters fertig wurde (1879). spüren wir die glühende, wahre Liebesglut des

Ritters, der in den Kämpfen als kühner Held, im Liebesleben als romantischer, schwärmerischer, unglücklicher Liebhaber vor Augen steht. Ein trauriges Lied der Liebe ist dies. — Toldi, der Ritter, steht vor uns in der ungarischen Ritterzeit. Von echtem, nationalem Stolz, von großer Tatkraft strotzt das Rittertum, da der König sein Volk verstand, es liebte, es zu leiten wußte. Glänzender Hof, historische Feldzüge, Turniere, Ritterburgen, Jagden, hinterlistige Raubanfälle, fahrende Sängergesellschaften, bunte, exaltierte Volksmassen — all dies, zum Rittertum des Mittelalters gehörend, zieht vor unseren Augen vorüber. In dieser Welt spielt sich die tragische Liebesgeschichte Nikolaus Toldis ab. In seiner Persönlichkeit, in der Kraft und Leidenschaftlichkeit seines Wesens liegt der Kern dieser verhängnisvollen Liebe. Er, der Ritter, verletzt die Ideale des Rittertums, die Gradheit, die Frauenehre. In unbesonnener, launischer Gleichgültigkeit kämpft er im Turnier in den Waffen eines linkischen, feigen Ritters, Laurenz Tar, obwohl er es recht gut weiß, daß es sich um die Hand der lieblichen Piroška handelt. Er siegt — für den anderen. Zu spät sieht er nun die Folgen dieses unritterlichen Vorgehens und zu spät fühlt er nun die Liebe seines Herzens und die tiefe, glühende Gegenliebe seitens Piroška. Sie erkannte ihn trotz der Verkleidung; tief gekränkt, beleidigt, reicht sie aus Trotz dem unwürdigen Laurenz die Hand. Ein ruhmreichen Feldzug lenkt die Seele Nikolaus' auf einige Zeit ab, doch als er zurückkehrt, steht das ganze Unglück, das er heraufbeschworen hatte, vor ihm. Seine Liebe lodert mächtig auf; Piroška, die zu stolz ist, um vor der Welt ihr tiefes Unglück zu offenbaren, leidet viel von ihrem einfältigen, groben Gatten. Dies kann Nikolaus nicht erdulden und fordert den Laurenz zu einem geheimen Zweikampf. Laurenz fällt. Als Piroška die Todesnachricht erfährt, sinkt sie ohnmächtig, leblos zusammen; die Scheintote wird auch begraben. Nie hatte sie als Frau je von Nikolaus was wissen wollen, denn: lieber sterben, als die Ehr' verlieren, war ihr Wahlspruch. Nun ist alles aus. — Ein böses, unwahres Gerücht behauptet, Toldi habe den Laurenz ermordet. Er wird verfolgt. Noch will er sich wenigstens von der Toten in der Grabstätte verabschieden, da erwacht die Scheintote. Nikolaus fällt vor der Neuerwachten

auf die Knie und bittet sie, fleht sie an, sie soll die Seinige sein im neuen Leben. Piroska aber will vom „Mörder“ ihres Gatten nichts hören und verflucht ihn! — Verlassen, verflucht, verstoßen steht er da, noch dazu durch die falsche Aussage zweier Räuber des Leichenraubes beschuldigt. Da beginnt ein Feldzug des Königs gegen Italien. Als Mönch verkleidet geht er dem Heere nach. Sagen bilden sich um den Mönch und um seine unerhörten Heldentaten. Er wird erkannt, seine Unschuld stellt sich heraus; der König verzeiht ihm und Piroska, die ins Kloster ging, verzeiht ihm auch an ihrem Sterbebette. Die vielen Seelenkämpfe, die schwere Buße, waren harte Strafen für den einen verhängnisvollen Schritt. Jetzt zieht er, versöhnt im Innern, doch mit wehmütigem Herzen in seine Heimat zurück.

Lange Jahre vergehen und im dritten Teil dieser epischen Dichtung ist es Herbst, Spätherbst, mit gelben, fahlen Blättern, alles mahnt uns an die Vergänglichkeit. Der alte Toldi steht vor uns, dem neuen Zeitgeist nicht gewachsen; die alte Herrlichkeit will er in die fortschreitende Gegenwart hineinbringen, doch diese Vereinigung kann nicht gelingen. Einen lieblichen Humor verspüren wir in diesem Gegensatz, der traurig, doch auch Lächeln erweckend ist. Es ist wie im Herbst, wenn die Sonnenstrahlen mit erlahmter Kraft durch das welke Laub des Waldes durchschimmern. Dies ist die Stimmung in „Toldis Abend“.

Drei Jahre sind schon verflossen, seitdem der alte Nikolaus Toldi vom Hofe wegging und von den Leuten, selbst vom König, vergessen, für tot gehalten, auf seinem Landgut das Leben fristet. Einsam verbringt er seine Tage, nur der Sohn des alten treuen Dieners, der gleichnamige Bence, auch nicht mehr jung, ist mit ihm. Der alte Groll, alter Gram nagt an seinem Herzen. Den neuen Geist des Hofes konnte er nicht ertragen, dafür hatte er keinen Sinn. Er geriet in Wortwechsel mit seinem geliebten, hochgeehrten König und mußte den Hof verlassen. Just gräbt er, der langbärtige, alte Nikolaus ein Grab für sich selbst. Da kommt ein Meldereiter; die alten Freunde hatten ihn gesandt, er möge nachsehen, ob Toldi noch lebt; wenn ja, so melde er ihm, daß der Ruhm der Ungarn verdunkelt sei. Ein welscher Ritter prahle und siege stets.

„Schon schickt sich der Welsche, stolz, wie Pfaun sich
blähen,
Mit des Landes Wappen an, nach Haus zu gehen —“
„Daß er in die Hölle — poltert Nikolaus — ziehe!
Auf, Du alter Adler, sterben ist zu frühe.“

Er springt aus dem Grabe und spricht:

„Du magst dem alten Kampfgesellen melden,
Tief im Grabe fandest Du den alten Helden,
Aber dort am Kampfplatz wird er sein, sein' Seele.
Dann blut'ge Rache an des Fremdlings Blut er nehme.“

Rasch wird das rostige, alte Rüstzeug hervorgesucht: als Mönch ver mummt reitet er nach der Hauptstadt, ihm folgt „des rostigen Ritters rostiger Waffenträger“. Trotz des fürchterlichen Gelächters, das die beiden erregen, will der eine in der ver mummten Gestalt Teufelskunst entdecken, andere meinen, des Toldi Geist sei erschienen. Nach ritterlicher Art werden die Vorbereitungen zum Zweikampf getroffen. Der Welsche schilt und flucht entsetzlich:

„Alter Pfaff! Was willst Du? Hassest Du Dein Leben?“
„Welscher, Dir die letzte Ölung will ich geben.“ —

Nikolaus siegt. Große Aufregung entsteht in der Menge. Wer war der Mann? Wo ist er hin? — denn Toldi zog ohne ein Wort wieder fort. Der Bote bestätigt die Ahnung des Königs, daß es Toldi war. Es tut ihm leid, daß er damals, vor drei Jahren, verstoßen ward:

„Mürrisch war der Alte, doch von treuen Sinnen,
Grobes Holz der Löffel, bitterer Heiltrank drinnen.“

Er erteilt den Befehl, Toldi möge zurückberufen werden. Mit großem Jubel wird er empfangen und geht in den königlichen Palast. In der Vorhalle sind Pagen versammelt; sie treiben Musik, unterhalten sich, sprechen von ihren Studien und anderem mehr. Es war eine neue Zeit gekommen:

„Doch ob auch die Jugend treibt das Bücherlesen,
Ist auch Leibesübung nicht verbannt gewesen,
Daß die F a u s t nach Väterart sich tapfer schlage,
Doch der K o p f, wo möglich, sie noch überrage!
König Ludwigs Streben ging nach diesem Ziele.“

Ein altes Lied singt der eine junge Edelknabe, der andere stimmt eine lustige Weise an, ein Spottlied auf den Nikolaus Toldi. — Da tritt er ein; der langbärtige, stoppelige Bart, der alte vermoderte Anzug wirkt komisch auf die ausgelassene Jugend und das scherzhafte Spottlied ertönt wieder:

„Wehe, wer's begonnen! Wehe, wer's gesungen!
Toldi hat des Pelzes Ärmel jäh geschwungen,
Und die Schar der Pagen sinkt, wie Gras beim Mähen,
Schwerverwundet, drei, um nicht mehr aufzustehen.“

Da geht er zum König hinein, droht ihm, er möge seine Pagen besser belehren, und eilt wieder weg. Als Ludwig dann die Geschehnisse erfährt, erteilt er schweren Herzens den Befehl: Der Übeltäter werde gefangen genommen.

Nikolaus kommt ganz verstört in seinem Häuschen in Buda (Ofen) an, wo Bence ihn fassungslos empfängt:

„Fahrt zur Hölle!“ donnert er in wildem Grimme,
In der Wut versagte ihm beinah' die Stimme.
Auf den Tisch den Kolben wirft er hin mit Schmettern,
Daß es einen Riß gibt in den starken Brettern.
Ach, es war die letzte Kraft in seinem Leben,
Denn sein Kopf, er schwindelt, und die Füße beben.“

Bence:

„Schleppt zu einer Bank ihn hin mit vielen Plagen,
Weil die eignen Füße nicht den Helden tragen,
Und des Armes starke Sehnen schlaff geworden,
Starr der Rumpf . . . es will der böse Z o r n ihn morden.“

Die Wache tritt eben ein; der Führer der Wache sieht, was sich zugetragen hat und eilt zurück, dem König die Meldung

zu erstatten. Sofort eilt er zu ihm und kommt noch eben zur rechten Zeit. Mit herzlichen Worten spricht er ihn an:

„Ich bin es, der König... sieh, nicht der Dich kränkte,
Nein, ich, Ludwig, welcher längst sein Herz Dir
schenkte.“

Leise ertönt des Sterbenden Stimme und er empfiehlt dem Schutz des Königs das treue Volk der Ungarn:

„Liebe den Magyaren, aber glätte seine
Rinde mir zu viel nicht ab, die wenig feine;
Denn was hilft es, wenn wir ihn durch Glätten schwächen?
Ungehobelt mag der Waldstamm schwerer brechen.
Seufzend sank er nieder, als er war zu Ende.“

Der König antwortete ihm, dies sei stets sein Bestreben gewesen, doch man müsse auch beachten, daß:

„Rasch enteilt der Zeiten Rad auf ebenen Pfaden,
Wer drauf sitzt, kommt weiter. Zögerung bringt Schaden.
Rastlos eilt der Zeiten Lauf; wir Alten sterben,
Unsers starken Armes Ruhm kommt auf die Erben;
Doch ein ander Nachwuchs ist emporgestiegen,
Der mit G e i s t auch, nicht mit Leibes Kraft nur wird
siegen.“

Er hört es nicht mehr. Das Kinn sank nieder.

„Niederging die Sonne nun mit Purpurglügen
Um auch selbst zu ruhen von des Tages Mühen...“

Der König befiehlt, wie er begraben werde:

„Einfach sei der Sarg, in dem er ruht, doch Eisen,
Um auf seine Stärke dadurch hinzuweisen.“

Der tote Ritter wird heimgebracht und in dem selbstgegrabenen Grab beigesetzt.

„Erz und Marmor war am Grabe nicht zu sehen,
Bence sah als Denkmal man am Hügel stehen;
Auf den Spaten stützte sich der alte Knabe
Und des Neuschnees Bahrtuch lag auf Toldis
Grabe...“

Die kräftig einsetzende Jugendfrische, mit welcher der Dichter den Toldi schrieb, mußte aber jäh abbrechen. Der gewitterschwangere Freiheits-Sturm brach los. Einem armen Storche gleich, dessen Fittiche gestutzt sind, steht das Vaterland da. So konnte der Dichter nur seine Gedanken ausdrücken in bildlicher Sprache. Die Zensur sah nur den harmlosen Vogel mit den abgestutzten Schwingen; diejenigen aber, an die er sprach, wußten es nur zu gut, daß es das Vaterland sei. Jahre schwerster Prüfung kamen über die Heimat. Der Dichter fühlt den Schmerz, doppelt, tausendfach. Nacht ward es; hoffnungslose finstere Nacht. Er verlor seinen besten Freund, Petöfi; es schien, er habe auch sich selbst verloren. In einem Gedichte⁵⁴ aus dieser Zeit (1850) sagt er:

„Ich leg’ die Laute nieder. Mag sie ruhn.
Erwarte niemand mehr von mir ein Lied.
Schon bin ein andrer ich in meinem Tun:
Der beßre Teil aus meinem Herzen schied.
Das Feuer taut nicht meiner Seele Wunden
Kalt brennt es nur gleich morschem Moderscheit...
Wohin bist Du, wohin bist Du entschwunden,
O meiner Seele holde Jugendzeit! — — —

Wir sangen von der Hoffnung Zukunftsreich,
Wir weinten trüber Zeit im Klage-ton,
Wir schmückten mit des Ruhmes Strahlen reich
Den Weihaltar der Nation:
In ihren Kranz als frisches Blatt gebunden
Ward jedes neue Lied im edlen Streit...
Wohin bist Du, wohin bist Du entschwunden,
O meiner Seele holde Jugendzeit!

Wir sahn, ach, unsre Gräber glanzumsäumt,
Von hellem Widerschein des Ruhms umschwebt;
Wir haben, ach, von solchem Volk geträumt,
Das, unser denkend, — ewig — ewig lebt;

⁵⁴ „Ich leg’ die Laute nieder.“ Übersetzt von A. Handmann, s. o.

Wir glaubten: wer des Lorbeers wertbefunden,
Werd' finden auch, der diesen halt' bereit...
Wohin bist Du, wohin bist Du verschwunden,
O meiner Seele holde Jugendzeit!

Jetzt doch! ... was bist Du, mein verwaister Sang?
Vielleicht — entschlafner Lieder Grabesgeist,
Der aus der Gruft schleicht mit Gespenstergang
Und nach dem Tod die Erde noch umkreist? ...
Ein Leichensarg mit Blumenzier umwunden,
Ein Ruf, der heulend durch die Wüste schreit...?
Wohin bist Du, wohin bist Du verschwunden,
O meiner Seele holde Jugendzeit!

Ich leg' die Laute weg. Sie drückt mich.
Wen möchte auch verlocken noch das Lied?
Wer freut dem Tod verfallner Blumen sich,
Aus deren Stamme schon das Leben schied?
Den Toten überlebt nur um Sekunden
Sein Blütenschmuck, der auch sein Grabgeleit. —
Du bist dahin, für immer, ach, verschwunden,
O meiner Seele holde Jugendzeit!“

Im Freiheitskampfe — 1848/49 — war er einige Zeit Nationalgardist, dann kam die U n t e r d r ü c k u n g, der Absolutismus. Er mußte alles verlassen, fliehen. „Von der eigenen Seele auch getrieben, floh ich,“ schreibt er, „und am Horizont leuchtete kein Hoffnungsstern. Nur der Abgrund der Verzweiflung stand vor mir. Ich traute meine Hände nicht zum Himmel erheben.“ Wie stark mußte diese in sich gekehrte Seele, voller Empfindlichkeit und Rührung, leiden! Seine V e r z w e i f l u n g, seine E r b i t t e r u n g erblickt, erfaßt alle Eindrücke, alle Geschehnisse als ein grinsendes Z e r r b i l d. In dem kleinen Gedichte „M e i n e S c h r e i b s t u b e“⁵⁵ kommt dies auch zum Ausdruck. Er sagt:

⁵⁵ Übersetzt von A. Sponer, Dichtungen von J. Arany. Leipzig, Wigand, 1880.

„Diese meine Stube hier
Vallerie Juchhe!
Wo ich tilge das Papier
Vallerie Juchhe!
Keine Kneipe, kein Basar,
Eine — Schusterwerkstatt war.
Vallerie Juchhe!

Meister hatte viel zu tun
Vallerie Juchhe!
Mit Pantoffeln hier und Schuh
Vallerie Juchhe!
Fertige War' zu Markte ging,
Leisten ist ein gutes Ding.
Vallerie Juchhe!

Diesem Handwerk schadet nicht
Vallerie Juchhe!
Regen oder Sonnenlicht
Vallerie Juchhe!
Weder Elemente drohn
Noch die — Revolution.
Vallerie Juchhe!

Aber mir geht's ziemlich schlecht
Vallerie Juchhe!
Denn das Handwerk geht nicht recht
Vallerie Juchhe!
Ist mein Werk auch ausgelegt,
Keiner nach dem Preise frägt.
Vallerie Juchhe!

Zu der Kriegszeit ward — versetzt
Vallerie Juchhe!
Andre Sorgen gibt es jetzt,
Vallerie Juchhe!
Nun der Friede hergestellt,
Braucht man anderwärts das Geld.
Vallerie Juchhe!

Wär' ich nur nicht schon so alt,
Vallerie Juchhe!
Würf' ich weg die Feder bald,
Vallerie Juchhe!
Und verlief' meine Stub'
Würde auch ein... Schusterbub'
Vallerie Juchhe!“

Wie stark die Verzweiflung ihn in ihrem Banne hielt, beweist das tiefsinnige Gedicht, auf die Silvester-Nacht des Jahres 1850 geschrieben. Wie mit einem Schleier verhüllt, spricht er seine Gedanken und Gefühle aus. „Der Schleier, der die wahren Gedanken und Gefühle des Dichters vor den scharfen Augen der Zensur verbirgt, erhellt und erhebt diese noch vor denjenigen, die sie verstanden und mitfühlten.“ Einige ungarische Leidgenossen sitzen beisammen am Silvester-Abend. Es wird getrunken, gesprochen. Vom kommenden Jahre ist auch nicht viel Besseres zu hoffen; wie viele sind, die nach dem rasenden „Sturm“ obdachlos, heimatlos herumirren; wie viele, ach wie viele sind in den Kerkern! Doch darüber darf nicht gesprochen werden! Das alte Jahr wird so zu Grabe getragen und die Geführten scheiden im bittersten Humor. — Das ist der Gedankengang des Gedichtes⁵⁸, das also lautet:

„Der alte Totengräber denkt
Ans Sterben, kommt, eilt froh herbei!
Der manchen in das Grab gesenkt,
Nun schließlich kommt an ihn die Reih'.
Auf Kameraden! dieses Glas
Dem Jahre Achtzehnhundertfünfzig!
Zu Ende geht's, erfüllt das Maß,
Wer mehr erwartet, übernimmt sich.

's ist abgewelkt, was übrig blieb,
Und gar zu viel mag's nimmer sein,
Wenn auch nur dem Kontrast zulieb —
Durchwachen wir's bei Lied und Wein.

⁵⁸ „Silvester-Nacht.“ Übersetzt von Sponer.

Auf Kameraden! dieses Glas
Der L a m m s g e d u l d, die nie verronnen,
Und Jahr um Jahr ohn' Unterlaß,
Das Alte endend, neu begonnen.

Wie viele, die das Schicksal ganz
Mit Lumpen ausstaffiert statt Kleidern,
Ermangelnd besseren Gewands,
Gehn wir darin zugrunde, leider!
Auf Kameraden! dieses Glas
Der M e n s c h h e i t, welche ringend, strebend
Das Harren sich zum Heil erlas,
Sogar die Hoffnung überlebend.

Am Fenster rauscht's — der arme Wurm! —
's ist eines blinden Vogels Flug,
Horch, draußen welch ein Wettersturm, —
Er bleibe draußen, Raums genug.
Auf Kameraden! dieses Glas
Dem W a n d e r e r, der heute draußen
Lagern muß, das ist kein Spaß
In solchem Schnee, in solchem Brausen.

Das Jahr ist um, was ficht's uns an!
Auf, Mund und Fuß, zu Lied und Tanz!
Genieße, wer sich regen kann,
Doch mind'stens dieses Glückes ganz.
Auf Kameraden! dieses Glas...
Stoßt an und leert es! das R a s s e l n hehr
Sag's besser an, auf wen und was,
Jetzt ist mein S c h w e i g e n viel beredter.

So freut Euch denn! es stirbt das Jahr
Und Lachen ist der Erben Los,
Die Erbschaft, das bekenn' ich zwar
Ist nicht gerade allzu groß.
Auf Kameraden! dieses Glas
Geleit' das Jahr zur Tottenkammer,
Das morgen keiner noch vergaß — —
Dafür sorgt wohl ein — K a t z e n j a m m e r.“

Doch die Schlichtheit, die Ruhe seiner Anschaulichkeit mußte ihn von diesem Abgrund der Abgestumpftheit hinwegziehen, um sich selbst wiederzufinden. Die in ihm innewohnende starke Empfindlichkeit der Seele war eine reiche Schatzkammer; das In-sich-gekehrte seines Wesens gibt ihm die Möglichkeit, die tiefen Schätze hervorzuholen und wieder Mut zu bekommen.

Ein Edelstein aus dieser Schatzkammer ist das Gedicht: „An meinen Sohn“. — Auch in diesem sind tiefe Gedanken verborgen, verhüllt durch einen Schleier und eben dies verleiht dieser seelischen Offenbarung noch größeren Zauber. Die Zensur sah nichts Anstößiges darin; die aber, zu denen der Dichter redete, verstanden es. Im Gedichte spricht Arany zu seinem Sohne und ermahnt ihn, er solle stets festen Glauben haben und beten. Eigentlich spricht auch das V a t e r l a n d zu seinen Kindern. Es sagt: „Betet, betet, ich flößte Euch den G l a u b e n ein, den Glauben in religiösem wie in nationalem Sinne; dies ist die Erbschaft, die ich Euch hinterließ. Dieser Glaube lehrt Euch Dulden und Hoffen. Wenn Ihr Fremden dienen solltet, so wird der Glaube an Euch selbst Linderung schaffen; wenn Ihr sehen solltet, daß trotz der Tugenden, der althergebrachten Wesenseigenheiten, das Ungerechte, das Euch Nichtverstehende den Sieg davonträgt, wenn Ihr erfahren müßtet, daß Euer freies Land nicht mehr das Eurige ist, so denkt daran, daß auf Erden alles vergänglich sei und h o f f e t, glaubet fest daran, daß eine bessere, glücklichere Heimat Euch beschert ist, nicht nur im Jenseits, sondern wohl auch schon auf Erden — und betet, betet nur.“ — Dies ist der verhüllte Gedankengang dieses tiefsinnigen Gedichtes⁵⁷. Es lautet also:

„Gott sei Dank — nun ist es wieder Nacht
Und ein Stück vom Leben ist verbracht.
Innen ein armselig Kerzlein blinkt,
Weil uns außen Dunkelheit umringt.

⁵⁷ Übersetzt von L. Dóczi, Gedichte von J. Arany. Budapest o. J.

Wachst Du noch, mein Kind, zur Tageswende?
Sieh, die Kissen schön gebettet sind.
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Denk', Dein Vater ist nur ein Poet,
Wenig bleibt Dir, wenn er von Dir geht,
Nur ein Name, der von Flecken rein,
Wird dereinst Dein schlichtes Erbteil sein.
Darum pfleg' ich, wie sich's sonst auch wende,
Dir im Herzen Gottesglauben lind,
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Glaube ist dem Armen Schätze wert,
Weil er dulden ihn und hoffen lehrt,
Und der Arme nach des Schicksals Schluß
Immer dulden, immer hoffen muß.
O, daß Glaube fest in mir bestände,
Wie in Tagen, die vergangen sind!
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Wenn Dich einst, vielleicht nur allzufrüh,
Von Gespielen ruft des Lebens Müh',
Und Du fremdem Wunsche und Verdienst
Ohne Lieb' und Lob zum Werkzeug dienst,
Sei es Glaube, der Dir Balsam spende,
Wenn verstohlen heiß die Träne rinnt:
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Wenn Du einst das ganze Elend siehst,
Dem die Ehrlichkeit verfallen ist,
Wenn sich seitwärts Tugend und Vernunft
Drücken vor der Dummen, Bösen Zunft:
Leg' den Glauben, daß Dich Neid nicht blende,
Auf die Wage und sie steigt gelind.

Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Und wenn Du, erwachsen, einst erkannt,
Daß der Väter Land kein Vaterland,
Von der Wieg' zum Sarg Dein ganzes Sein
Für Jahrhunderte nur ist — ein Rain,
Such' den Trost in biblischer Legende:
Daß wir ‚Wandrer nur auf Erden‘ sind...
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind!

Hoffe, hoffe Dir ein bessres Land,
Wo der Sieg des Guten wird erkannt!
Sonst macht Schicksal und der Bösen Spott
Dich zum Lästere an Welt und Gott!
Schlafe nun und träum' ein Glück ohn' Ende,
Nimm den Kuß als Reisegebind:
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete mein geliebtes Kind!“

Die äußeren Lebensverhältnisse des Dichters gestalteten sich günstiger. Er bekam eine Gymnasialprofessur in Nagyköros, einer Stadt in der Tiefebene. Dort fühlt er sich aber einsam, verlassen; das traurige Schicksal der Nation kann ihn auch nur traurig, verzweifelt stimmen. „Unsere Spaziergänge führen uns in den Friedhof,“ schreibt er; „da, unter den belaubten Bäumen, zwischen den Gräbern atmen wir die frische Frühlingsluft, die süße Seele der Wiese ein. Vielleicht ist auch dies der Grund, daß meine Seele selten heiter ist.“ — Die tiefe, innere Beschaulichkeit, seine melancholische Stimmung, das fast trostlose Verzagen fördern nur seine *V e r i n n e r l i c h u n g*. Durch die große Empfindlichkeit seiner Seele ist es ihm möglich, die tiefsten Gefühle der Menschen zu erfassen, zu verstehen und darzustellen. Seine Einbildungskraft führt ihm epische Vorwürfe vor die Augen, aus dem Alltagsleben, aus der Geschichte. In dieser seiner Stimmung interessieren ihn aber nur die *s e e l i s c h e n* Vorgänge und Zwiespalte dieser Vorwürfe. Wie nun diese darstellen? Großzügige Bearbeitung zu

schaffen, dazu fehlt ihm die Kraft. Er schuf Balladen. Das ist die geeignetste Form dafür. Wie im Helldunkel der Bilder Rembrandts erblicken wir die Ereignisse. Nur das Wesentliche wird beleuchtet, hervorgehoben; das Selbstverständliche, Verbindende weggelassen. Die Handlung wird sprunghaft, wuchtig, düster. Nur auf die inneren, seelischen Vorgänge ist unser Augenmerk, unsere Aufmerksamkeit gerichtet. Es ist dies die Welt des Gewissens. Da gibt es bloß nur ein Gut oder Böse, kein Mittelding; nur ein Schwarz oder Weiß. Tragödien sind diese Balladen, in lyrischer Form erzählt. Die Menschen, um die es sich handelt, haben alle gegen das Ewigmenschliche oder gegen das Göttliche im Menschen gesündigt und eben deshalb mußten sie durch das Gewissen mit der größten Kraft, mit der Zerrüttung der Seele, mit seelischer Pein, mit Wahnsinn bestraft werden. — Ein König aus dem XV. Jahrhundert schreitet voran. Er schwur einen heiligen Eid, hielt ihn aber nicht. Das unschuldige Blut des Hingerichteten läßt ihm keine Ruhe. Das Gewissen redet, im Gewitter glaubt er die Stimme des nach Rache rufenden Volkes zu hören; im zuckenden Blitz, im rollenden Donner hört er das Rasseln der Ketten. Visionen, Halluzinationen sind dies nur. Seine Seele wird gepeinigt, nicht getötet, da er — ein Jüngling noch, nur auf den Rat der Seinigen hörte. — Da kommt aber ein mächtiges, gekröntes Haupt. Ein britischer Tyrann⁵⁸.

„Der Briten König Eduard,
Er trabt auf falbem Pferd:
„Möcht’ einmal, sprach er, sehn wieviel
Das Land der Waleser wert.

Gibt’s Flüsse hier und Revier?
Und fette Trift, verjüngt
Von der Rebellen Blut, das neu
Den Boden ihm gedüngt?

⁵⁸ „Die Barden von Wales.“ Übersetzt von A. Sponer. — Vgl. auch J. Cserhalmi, Ungarischer Dichterwald. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1897.

Und ist das Volk, das gute Volk
So wie ich möcht' im Land —
So glücklich, wie das Ackervieh,
Das in sein Joch gespannt?“

„Ja König! Deiner Krone Zier
Ist Wales ein Diamant:
Die Berge grün, die Flüsse ziehn
Durch fettes Weideland.

Und auch das Volk, das gute Volk,
Es ist so glücklich, Sire!
Ohn' Laut und Hall die Hütten all,
's ist Grabesstille hier.“

Der Briten König Eduard,
Er trabt auf falbem Pferd:
Und ringsherum ist still und stumm,
Wo er die Tritte kehrt.

Montgomery, so hieß die Burg,
Da hielt er abend Rast;
Montgomery, ihr Herr, empfing
Den königlichen Gast.

Und Wild und Fisch bedeckt den Tisch,
Was Mund und Auge letzt,
Geschäftig war die Dienerschar,
Die Tafel reich besetzt.

Was nur bekannt im Inselland
An Trank und Leckerein,
Und über Meer von Ferne her
Ein jeder Feuerwein.

„Ihr Herrn! Tut keiner mir Bescheid
Nach treuer Recken Art?
Ihr Herrn!... ihr Waleser Hunde, ihr!
Kein Hoch! dem Eduard?

Wohl Wild und Fisch verführerisch
Mir winkt, ich seh's mit Lust:
Doch jeder Ritter birgt den Groll
Des Teufels in der Brust.

Ihr Herrn! Ihr Waleser Hunde, ihr!
Kein Hoch! dem Eduard?
Singt keiner meine Taten hier,
Kein Held, kein Waleser B a r d?“

Rings ohne Laut umher geschaut —
Den Recken allesamt
Erbleicht vor Furcht im Angesicht
Die Röte, zornentflammt.

Das Wort erdrückt, der Laut erstickt,
Der Atem stockt sogar —
Da hebt ein alter Barde sich
In taubenweißem Haar.

„Ich, König, bin es,“ sprach der Greis,
„Der Deine Taten singt.“
Und Waffe schwirrt, und Kette klirrt,
Wie seine Saite klingt.

„Die Kette klirrt, die Sonne irrt
Auf blutgetränktem Plan
Die Raben lockt der Blutgeruch,
D u, König, hast's getan!

Es dampft zu Tausenden gefüllt
Die blut'ge Leichensaat;
Wer lebt, zieht weinend durch die Welt:
D a s, Sire, ist Deine Tat!“

„Führt ihn zum Scheiterhaufen! — rief
Der König — viel zu hart,
Wir wünschen uns ein mildres Lied“ —
Da naht ein junger Bard!

„Mit Flüstern naht vom Felsgestad
Der milde Abendhauch,
Von Jungfraunklage übertönt,
Vom Weh der Witwen auch.

Gebärt nicht Sklaven, Mütter, laßt
Den Säugling ungesäugt! ...“
Ein Blick, — er hat den Alten noch
Im Todesgang erreicht.

Doch trotzig, ungerufen naht,
Ein dritter Barde und
Ein grauses Lied, wie Funke sprüht
Von dem verwegnen Mund.

„Der Tapfre fiel im Schlachtgewühl’ —
So hör’ es Eduard,
Dich nennt mit Ruhm, Dich nennt mit Preis
Kein Held, kein Waleser Bard.

Sein Name weint im Saitenspiel,
So hör’ es, Eduard,
Dir singt nur Fluch und Graus aufs Haupt
Ein Held, ein Waleser Bard!“

„Wohlan!“ von gräßlichem Befehl
Des Königs Lippe bebt:
„Werft jeden Bard in Flammen, der
In Wales noch widersteht!“

Die Schergen stieben rechts und links,
Und über Berg und Tal.
So endet in Montgomery
Das große Königsmahl.

Der Britenkönig Eduard,
Er sprengt auf falbem Pferd
Der Himmel flammt im Waleser Land,
Wo er die Tritte kehrt.

Fünfhundert in der Flammen Grab
Geworfen Bard' an Bard',
Doch nicht ein einz'ger sprach das Wort
Das Hoch! dem Eduard. —

„Ha! Londons Straßen her, welch Lied
Schallt nächtlich mir ins Ohr?
Bewahrt mich vorm geringsten Laut,
Sonst hängt der Lord-Major!“

Im Schloß ist's stumm, nicht das Gesumm'
Der Fliege wird gehört:
„Es spricht sich ums Genicke, wer
Des Königs Schlummer stört.“

„Ha! Pauken wirbelt, Hörner blast!
Trompeten allzumal!
Mir donnert Fluch und Graus ins Ohr
Das Waleser Königsmahl.“

Doch Pauken und Trompetenhall
Und schrillen Hörnerklang
Fünfhundertfältig übertönt
Der Barden — S c h w a n e n s a n g.“

Er hört es, hört es ewiglich. Nie wird er den Bardengesang nicht hören können. So straft das Gewissen: Zahn um Zahn, Gleiches mit Gleichem. Die moralische Kraft der Dichtkunst kann durch rohe tyrannische Kraft nie besiegt werden!

Da zieht eine andere Gestalt heran; ein Bauernweib, *Frau Agnes*⁵⁹. Fahl ihr Gesicht, starr ihr Blick, einen Fetzen hält sie in der Hand und geht damit zum Bache und wäscht ihn fort und fort. Ein Leintuch war der Fetzen, darauf ein paar Tropfen Blutes — das Blut ihres erdrosselten Mannes. Ihr Geliebter hat's getan, sie wußte auch davon. Jetzt muß sie das Tuch sauber waschen, fort und fort, bis keine Spur mehr sichtbar ist. Wenn's dann rein wird sein, so findet sie auch

⁵⁹ „Frau Agnes.“ Übersetzt von L. Dóczy.

Sühne für ihre Sünde. Armes Weib, gar nichts ist auf dem
Tuch zu sehen, nie wird es rein, Du siehst es nur, denn das
Gewissen sprach: Zahn um Zahn, Gleiches mit Gleichem!

„In dem Bache steht Frau Agnes
Wäscht des Bettuchs weiße Linnen,
Weißes Linnen, blutig Linnen —
Blutig fließt der Bach von hinnen.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Kinder laufen viel zusammen:
Was, Frau Agnes, wascht Ihr dorten?
„Schweigt, ich hab' ein Huhn geschlachtet,
Ist mein Linnen blutig worden.“
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Kommen alle Nachbarinnen:
Agnes, Frau, wo ist Dein Gatte?
„Liebste, Beste, weckt mir ihn nicht,
Schläft zu Hause auf der Matte.“
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Und der Hei duck kommt: Frau Agnes,
Folgst mir gleich zu dieser Stunden.
„Liebster, wie doch könnt' ich folgen,
Bis der Fleck da weggeschwunden!“
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Tiefe Nacht im tiefen Kerker,
Kaum ein Strahl, die Nacht zu meistern.
Kerkers Tag ist nur ein Lichtstrahl,
Kerkers Nacht ist voll von Geistern.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Ganze Tage starrt Frau Agnes,
Blickt nach jenem kleinen Strahle,
Nach dem Licht, das kaum sie füllet,
Kaum ein Aug' mit einem Male.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Denn, wo sie sich irgend wendet,
Tanzen Geister Wutgebärden,
Wär' das schwache Licht nicht, fühlt sie,
Müßte sie von Sinnen werden.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Da jedoch, nach schwerer Weile,
Klirren Schlüssel, schallen Tritte,
Vor Gericht muß Agnes gehen,
Und sie geht, mit Art und Sitte.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Ordnet sorglich ihre Kleider,
Faltet sich das Tuch, das reine,
Glättet sich das Haupt, befürchtend,
Daß sie sonst — verworren scheine.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Wie sie eintritt, sitzen Greise
Um den grünen Tisch gereiht,
Jeder sieht sie dauernd kommen,
Keiner zürnet, keiner dräuet.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

„Agnes, Kind! Wie hast Du großer,
Schwerer Sünde Dich vermessen,
Der die Tat vollführt, er selber,
Dein Geliebter zieht Dich dessen.“
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

„Er, der Deinen Mann erschlagen,
Wird am Galgen morgen hängen,
Du verdirbst bei Brot und Wasser
Lebenslang in Nacht gefangen.“
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Ringsum schaut Frau Agnes, sinnend,
Ob ihr nicht die Sinne schwanden?
Fühlt, noch ist sie nicht von Sinnen,
Hat sie doch gehört, verstanden,
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Doch was sie von ihrem Gatten
Sagten, klingt ihr so verkehret,
Doch versteht sie, daß man ihr nun
In ihr Haus zu gehen wehret.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Und da weint sie und da schluchzt sie,
Kann den Tränensturz nicht zügeln,
Wie der Tau von Lilien perlet,
Wie die Well' von Schwanenflügeln.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

„Gnäd'ge Herren, da sei Gott vor,
Mög' mich Eure Gnade schützen,
Hab' zu Hause dringend Arbeit,
Kann nicht hier im Kerker sitzen.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Einen Blutfleck muß ich tilgen,
Blutig worden ist mein Linnen,
Weh, was müßte aus mir werden,
Bleibe da der Blutfleck drinnen.“
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Wie sie solche Klage hören,
Sehn sich an die würd'gen Greise,
Still ist's: alle Lippen schweigen,
Nur die Blicke stimmen leise.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

„Arme Frau, so geht nach Hause,
Wasche rein Dein blutig Linnen,
Geh nach Haus und gebe Gott Dir
Kraft und Gnade zum Beginnen.“
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Und im Bache wäscht Frau Agnes,
Wäscht aufs neu ihr weißes Linnen,
Weißes Linnen, r e i n e s Linnen,
Und der Bach fließt klar von hinnen.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Denn wie rein sie's auch gewaschen,
Und ob längst verschwand der Flecken,
Sieht Frau Agnes stets die Blutspur,
Wie in j e n e r Nacht der Schrecken.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Und vom Graun bis spät am Abend,
Watet sie am alten Blocke,
Und im Wasser flirrt ihr Schatten
Und im Winde ihre Locke.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Und wenn hell in Mondesnächten
Flittern aus dem Bach die Sterne,
Glänzt noch weiß, gemessen, schlagend,
Ihre Walke in die Ferne.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Und so geht's von Jahr zu Jahre;
Winters, Sommers, rastend nimmer.
Bläut der Frost die zarten Knie,
Bräunt das Antlitz Sonnenschimmer.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Und das wirre Haar ergrauet,
Ist nicht schwarz, wie Holz von Eben,
Kreuz und quer durchziehen Furchen
Ihr Gesicht, einst glatt und eben.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!

Und im Bache wäscht Frau Agnes,
Wäscht die F e t z e n von dem Linnen,
Fadenweise fällt es leise,
Und die Welle trägt's von hinnen.
O himmlischer Vater, erbarme Dich!“

Unheilbar, rettungslos ist sie verloren, bestraft durch das eigene Gewissen, welches in sich die höchste Zufriedenheit als Lohn, die seelische Zerrüttung als Strafe birgt. — In der Schar

dieser armen G e w i s s e n s m e n s c h e n sehen wir ein eigenartiges Wesen. Ein junges, schönes, neckisches Mädchen. Sie singt und tanzt. Ein verzerrtes Lächeln spielt um ihre Lippen. Was war denn ihre Schuld? Sie spielte nur mit dem herrlichsten, höchsten Gefühl des Herzens, mit der Liebe. — In das XVI. Jahrhundert etwa werden wir geleitet. Ein Bahrgerecht, ein Gottesurteil sollte es beweisen, wer der Mörder des jugendlichen, edlen Bárczi gewesen sei. Es war ein neckisches Spiel, welches sie mit ihm trieb, doch eben ein Spiel mit dem heiligsten Gefühl der ewigen Liebe. Darum tönt es aus dem Gewissen: Zahn um Zahn, Gleiches mit Gleichem! — „Bahrgerecht“⁶⁰ ist diese Ballade betitelt.

„Junker Bárczi ward tot aufgefunden
Mitten im finstren, düsteren Wald.
Spitziger Dolch stak in der Wunden.
Aufschrie der Vater, daß weit es hallt:
„Zeuge der Dolch, er starb durch Gewalt!“

Hin zum Kastele läßt er ihn tragen,
Nieder ihn legen am düsteren Ort,
Läßt ihn nicht waschen, nicht Messen sagen,
Blutig, wie sie ihn fanden dort,
Liegt er gebettet durch Tage fort.

Hellebardiere stellte er viere:
„Niemand laßt ausgehn, niemand herein!“
— „Wie wenn die Mutter, die Schwester zur Türe
Käme zu pochen?“ — „Antwortet: Nein!
Wer nicht gehorcht, soll des Todes sein!“

Schluchzend verbirgt hinter Tür und Riegel
Weiblicher Schmerz sich und leises Gebet.
Er aber ladet mit amtlichem Siegel
Jeden, den schielend sein Argwohn erspäht:
„Blutende Wunde den Mörder verrät!“

⁶⁰ Übersetzt von L. Dóczi.

Schwarz ist die Halle, blaß, neblig die Lichter,
Goldene Sonne den Flor nicht durchbricht.
Vorne da steht der oberste Richter,
Seitwärts der Priester Gebete spricht;
Gelb, wie aus Wachs, ist des Toten Gesicht.

„Wer ihm je Feind war, komme zur Stunde!“
Alle erscheinen, die man genannt;
Aber kein Blut entströmet der Wunde,
Wer auch dem Toten zu Häupten stand, —
Keiner wurde als Mörder erkannt.

„Schafft mir den Mörder! Soll sich's ereignen,
Daß er mir straflos ermordet sei?
Gebt mir den Mörder! Und sollt' ich vom eignen
Busen ihn reißen, er muß uns herbei!
Keiner, der lebt, ist von Argwohn mir frei!“

„Ruft die Gespielen, die Jugendgenossen!“
Ritter erscheinen, blühend und gut.
Ach, daß dies Blut in der Schlacht nicht geflossen!
Jeder erkennt, wie's weh ihnen tut,
Aber der Wunde entrieselt kein Blut.

„Ruft das Gesinde, das Dorf soll erscheinen,
Alte und Junge!“ Bárczi nun spricht.
Keiner erblickt ihn, ohne zu weinen,
Aber es schweiget das Bahrgericht.
Alles trämt, nur die Wunde nicht.

„Komme die Mutter nun, komme die Schwester.“
Fern tönt der Jungfrau Jammergeschrei.
Arme der Mutter umklammern ihn fester,
Aber der Tote fühlt nichts dabei.
Starr ist das Blut und rieselt nicht frei.

„Rufet nun noch das Mädchen als Letzte,
Die er verlobt sich mit heimlichem Kuß!“
Seht! Nach dem Dolch stiert das Aug', das entsetzte,
Stein ist ihr Antlitz, es wurzelt ihr Fuß —
Und aus der Wunde — strömt blutiger Guß.

Stumm steht das Mädchen, die Träne nicht fließet,
Faßt nur die Stirn, als ob's wehe ihr tu',
Wie es da drinnen brauset und siedet,
Aber der Herzpuls frieret ihr zu
„Mädchen, die Mörd'rin des Sohnes bist Du!“

Zweimal vernahm sie, was er gesprochen,
Eh' sie versteht. Dann lallt sie, wie stier:
„Den Junker Bárczi — hab' ich — nicht — erstochen,
Gott und die Heil'gen sind Zeugen dafür,
Aber den Dolch da — bekam er — von mir.

Lange schon hatte mein Herz ihm geschlagen,
Lange vereint uns ein bräutliches „Du“.
Aber er drängte, das „Ja“ ihm zu sagen, —
Weigerte ich's, er ersticht sich, er tut's...
Scherzend gab ich den Dolch ihm: Versuch's!“

Fahl ward ihr Auge, das Angesicht blässer,
Reißet den Dolch aus dem blutenden Fleisch.
Lacht und weinet, schwinget das Messer,
Eilet von dannen mit Möwengekreisch.
Niemand ergreift sie auf Richters Geheisch.

Und sie rennt durch Straßen und Gassen,
Tanzet und singet von Haus zu Haus:
„War da ein Mädchen, das liebte zu spaßen,
Neckte den Liebsten und trieb es so kraus,
Spielte mit ihm — wie die Katz' mit der Maus.“

Arany schuf die Mehrzahl seiner Balladen am Anfange der fünfziger Jahre; er flüchtete sich in diese mannigfaltige Welt seiner Balladen, denn er fand dadurch Ablenkung von der Gegenwart und entsprechende Betätigung für seine empfindsame, rührige Dichterseele voller Nachsinnen und Mitgefühl. Die Gegenwart war öde; die Lage Ungarns in diesen Jahren eine sehr traurige. Krassester Absolutismus unterband jedwede freiere geistige Bewegung. Der feurige, doch nüchterne Ungar wußte auch jetzt, wie er sich — im Bewußtsein seines R e c h-

tes — verhalten soll. Es herrschte überall Ruhe und mit stolzer Würde trug er das schwere Schicksal so lange, bis dann das richtige Verständnis der Nation seitens seines Königs die Pforte zu neuen Hoffnungen öffnete (1867). — So verhielt sich auch der Dichter Arany. Das schlichte Wesen, die ruhige Urteilskraft und Anschaulichkeit seines Volkes, welche Züge auch ihm innewohnten, mußten auch ihm einen Halt geben. Die reiche Schatzkammer seiner stark empfindlichen Seele ist es, aus der er sich Linderung verschafft. Das Herz doch ist es nicht allein, es gesellt sich die erwähnte, ruhige Anschaulichkeit und das sachliche Schauen dazu⁶¹. Wie sich diese Vereinigung in dichterischer Form offenbart, kann am Gedichte „Linderung“⁶² kennzeichnend erfaßt werden. Es lautet:

„Herzentstürme steigen, fallen,
Jäh, wie Wellenstürze.
Schmerz ruht auch im Glück verborgen,
Wie geheime Würze.
Kältend, wie die Luft zu läutern,
Kommt das Leid gezogen
Und auf ausgetobten Wolken
Prangt der — Regenbogen.

Hab' ich die geborstnen Maste
Gestern noch bejammert,
Hielt der Zweifel nur ein Brett noch
Hoffnungslos geklammert,
Seh' ich heut' aus glattem Spiegel
Rein den Himmel blauen
Und mich laden kühle Wälder,
Blumenfrische Auen.

⁶¹ Hier sei darauf hingewiesen, daß eben in diesen traurigen fünfziger Jahren — man könnte sagen zum Beweis mächtiger geistiger Kräftevorräte — der größte Romanschriftsteller Ungarns Maurus Jókai seine Werke zu schreiben begonnen hat, in denen der starke Hang des Ungarn zum Fabulieren mit einer bunten Einbildungskraft und einem nüchternen, realen Sinn in der Beobachtung der Erscheinungen verbunden dasteht.

⁶² Übersetzt von L. Dóczi.

Nein, so leicht, wie wir es meinen,
Bricht kein Herz vor Bangen,
Weicher wird's nur, um die Freude
Tiefer zu empfangen.
Wie dem Landmann nach der Plage
Wohl wird auf dem Pfühle,
Wird des Leidens dumpfe Pause
Schon — zum Lustgefühle.

Nein, so dürr ist keine Wüste,
Kein Schmerz so ohn' Ende,
Daß der Mensch nicht eine Handbreit
Grünen Lands sich fände.
Und begräbt der Sand im Sturme
Diese letzte Labe,
Weint der Mensch, doch schreitet vorwärts
Hoffend bis zum Grabe.

Du auch, Wüste meines Lebens,
Du auch hast Oasen,
Du auch, Meer, auf dem mein Herz treibt,
Kannst nicht ewig rasen.
Will mich Kummer, künftig Bangen,
Schon zu Boden drücken,
Winkt ein Augenblick die Ruhe,
Neu mich zu erquicken.“

Diese elegische Stimmung herrscht in allen seinen Gedichten aus der letzten Periode seines Schaffens. Ein großes Werk wollte er noch fertigbringen. Es wäre dies ein episches Werk aus der Hunnenzeit gewesen. Doch kein rein historisches Epos. Der erste Teil: Der Tod von Buda (Etzels Bruder) wurde fertig. Nicht der äußere geschichtliche Vorgang, nicht das Schlachtengewirr und das Ränkespiel der einzelnen war es, das der Dichter schildern wollte, sondern das Walten des Gewissens, das seelische Leben der einzelnen Personen und des Schwestervolkes wird beleuchtet. Ein tiefer, ideeller Kern tritt uns als Mittelpunkt der Handlung entgegen. König Etzel wird mit dem

Säbel des Gottes der Hunnen umgürtet; wer den besitzt, wird Herr über die Welt — doch nur unter der Bedingung, daß er Herr über seine eigenen Leidenschaften werde. Etzel kann es nicht, denn Hochmut, Eigendünkel, zügellose Leidenschaften sind zu starke Versuchungen selbst für ihn gewesen; dadurch wurde er zum tragischen Zweikampf mit seinem Bruder geleitet; er tötet ihn und so muß nun er und sein ganzes Volk zugrunde gehen, bis dann das Schwester-volk, die Magyaren, die alte Erbschaft sich neu erobert. — So des Dichters Gedankengang, den wir weiterspinnen können. Diese Erbschaft wird nur dann blühen und gedeihen, wenn das Volk jener alten Bedingung nachkommt. Wie kann dies erfolgen? Es sind dies hohe, steile Wege, auf denen wir nun wandeln, dennoch gibt es auch hier einen Führer: den Dichter selbst. In knappen Worten, doch tief gedacht und voll weitzügiger Anregungen sagt er: „Das Leben ist eine Gelegenheit, seine Pflicht zu erfüllen; wenn dies geschieht, so kann der einzelne, wie die Gemeinschaft des Volkes, der Nation das Glück erhoffen.“

Ein freudiges Festhalten an der gesunden, natürlichen, schöpferischen Sinnlichkeit; ein harmonisches, tätiges Sich-einfügen in die Seele des Volkes, der Nation und in die große, moralische Weltordnung, — dies war die Bestimmung des Dichters Arany, dies war die Bestimmung der größten ungarischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts und der Vorzeit. Die Bestrebungen, Gedanken und Gefühle der ungarischen Seele kommen in ihren Werken erhöht, gesteigert zum Ausdruck. Dies verleiht ihrer Dichtkunst die höchste Weihe, denn die Dichtkunst ist nur dann echt, sie ist nur dann ein Müssen und hat nur dann notwendiges Leben, wenn sie aus der Volksseele stammt.

„In den Werken des Dichter-Trias: Vörösmarty, Petöfi, Arany strahlt in klassischer Vollendung Verständnis für die westlichen Geistesströmungen und urwüchsiges Ungarntum, künstlerisches Ideal und ethisches Ideal.“ — So schließt nun eine Epoche, und von den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an widerspiegelt auch die Dichtkunst die Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen, der geistigen Strömungen, der künstlerischen Auffassungen. Die Werke dieser jün-

sten Vergangenheit und der Gegenwart offenbaren das werdende, das sich entwickelnde, können daher noch nicht Aufgabe einer geschichtlichen Betrachtung sein. Eines steht dennoch fest: die Dichtkunst ist in der neueren und jüngsten Zeit sehr rege; ein Beweis dafür, daß die Seele der Nation lebendig ist, daß Gedanken, Gefühle in ihr sich regen und daß das Bedürfnis zur Offenbarung seines Innersten vorhanden ist.

*

Schlicht, tapfer und selbstbewußt, klar und bestimmt in den Betätigungen des Intellekts, feurig in den Gefühlen, ruhig sinnend, doch einmal in der Ruhe gestört, mächtig drauflosgehend und dann rasch entschlossen zur Tat, andächtig an der Vergangenheit hängend, hoffnungsvoll in die Zukunft schauend — diese Merkmale der ungarischen Seele zogen, samt den Auswüchsen und Fehlern, vor unseren Augen vorüber. Das schlichte Betrachtungsvermögen, der gesunde Verstand, offenes, treues Herz, das nur eines verlangt: richtig verstanden zu werden, freie Entfaltungsmöglichkeit seiner selbst auf Grund der tausendjährigen Freiheit — genügt dies nicht dazu, daß ein Volk, eine Nation sich als wahre Trägerin des kulturellen Fortschrittes entwickeln und den ihr gebührenden Platz einnehmen könne?

So verbinden sich Vergangenheit und Zukunft. „Ich blicke,“ sagt der „treueste Ungar“, Stephan Széchenyi, „ich blicke nicht so sehr und immer wieder rückwärts, sondern vielmehr nach vorwärts. Auch kümmert es mich weniger, was wir einst waren, als was wir werden können und sollen. Die Vergangenheit ist unserer Macht entronnen, die Zukunft können wir uns noch erobern. Trachten wir, durch entschlossene Vaterlandsliebe und mit treuvereinten Kräften unser teures Vaterland zu schöner Wiedergeburt zu führen. Viele denken: Ungarn — sei gewesen; ich will glauben: Ungarn — wird werden!“

INHALT

	Seite
I. Alte Zeiten: Sagen	1
II. Dichtkunst im Mittelalter: Legenden	9
III. Renaissance und Reformation: Balassa	16
IV. Glaube und Nation: Zrinyi	25
V. Schwere Zeiten: Rákóczi und die Kurutzen-Lieder	35
VI. Erwachen! — Gardisten in Wien und Csokonai	48
VII. Die blaue Blume der Romantik: Kisfaludy	56
VIII. Neues Leben: Vörösmarty	66
IX. Ein leuchtender Stern: Petőfi	89
X. Stürmische Zeit: 1848	113
XI. Vollendung und Ausblick: Arany	122

AMALTHEA-VERLAG/ZÜRICH·LEIPZIG·WIEN

AMALTHEA - BÜCHEREI

1. HERMANN BAHR: Adalbert Stifter. Preis brosch. M 13'—, geb. M 23'—.
2. AUGUSTE WILBRANDT-BAUDIUS: Aus Kunst und Leben. (Erinnerungsskizzen einer alten Burgschauspielerin.) Mit 25 Bildern. Preis brosch. M 40'—, geb. M 52'—.
3. ROBERT FAESI: Rainer Maria Rilke. 2. Auflage. (3.—7. Tausend.) Preis broschiert M 64'—, geb. M 80'—.
4. JONAS FRÄNKEL: I. V. Widmann. Mit 1 Bildtafel. Preis broschiert M 30'—, geb. M 45'—.
5. MAX HOCHDORF: Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers. Preis brosch. M 26'—, geb. M 33'—.
6. KARL KOBALD: Alt-Wiener Musikstätten. (Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert.) Mit ca. 70 Abbildungen. Preis brosch. M 65'—, geb. M 80'—.
7. STEFAN HOCK: Lyrik aus Deutschösterreich. (11. bis 20. Jahrhundert.) Preis brosch. M 40'—, geb. 55'—.
8. FR. ROSENTHAL: Schauspieler aus deutscher Vergangenheit. Mit 5 Bildbeigaben. Preis brosch. M 30'—, geb. M 45'—.
9. HANNS SCHLITTFER: Versäumte Gelegenheiten. Die oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849. Preis brosch. M 26'—.
- 10—13. HANNS SCHLITTFER: Aus Österreichs Vormärz. Band I: Galizien und Krakau; Band II: Böhmen; Band III: Niederösterreich; Band IV: Ungarn. Jeder Band brosch. M 15'—.
14. BENEDETTO CROCE: Goethe. Stich von Lips. Preis brosch. M 35'—, geb. M 45'—.
15. NANNY VON ESCHER: Alt-Zürich. Mit 12 Abbildungen von Prof. Bollmann-Winterthur. Preis brosch. M 42'—, geb. M 55'—.
- 16—17. JAKOB MINOR: Aus dem alten und neuen Burgtheater. Herausgegeben von Stefan Hock. Mit vielen Bildern. Doppelband. Preis eleg. geb. M 90'—.
18. UNSERE LIEBE FRAU IN ÖSTERREICH. Legenden und Sagen. Gesammelt von Franz Strunz. Bilder von Dürer und anderen deutschen Meistern. Preis geb. M 35'—, in Halbl. 48'—.
19. KARL KOBALD: Schubert und Schwind. Ein Biedermeierbuch. Zahlreiche Illustrationen nach Originalen aus dem Kreise Schuberts und Schwinds. Preis geb. M 80'—.
- 20—22. AUGUST FOURNIER UND ARNOLD WINKLER: Tagebücher von Gentz (1829—31). Bisher: Ungedruckt. Mit einem Faksimiledruck der Tagebücher und Bildern Franz' I., Metternichs, Gentz' und Fanny Elßlers. Preis brosch. M 90'—, geb. M 110'—.
23. JOSEF KÖRNER: Arthur Schnitzlers Gestalten und Probleme. Mit einem bisher unveröffentlichten Jugendbild des Dichters. Preis brosch. M 60'—, geb. M 80'—.
- 24—25. ALFRED SCHNERICH: Wiens Kirchen und Kapellen. Mit 15 Grundrissen und 1 Farbenbild nach Jakob Alt und ca. 58 Bildbeigaben. Preis brosch. M 60'—, geb. 75'—.
26. BENEDETTO CROCE: Ariost, Corneille, Shakespeare. Übersetzt von Julius v. Schlosser. Preis brosch. ca. M 45'—, geb. M 55'—.
27. BENEDETTO CROCE: Dante. Übersetzt von Julius v. Schlosser. Preis broschiert M 55'—, geb. M 70'—.
28. ALFRED SCHNERICH: Haydn. Eine Monographie. Mit 54 Illustrationen und einem Verzeichnis seiner Werke. Preis brosch. M 60'—, geb. M 80'—.
- 29—30. ROBERT FAESI: Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung. 10 Essays. Preis brosch. M 60'—, geb. M 80'—.
31. ANTON LÁBÁN: Ungarn in seiner nationalen Dichtung. Mit vielen Illustrationen. Preis brosch. ca. M 50'—, geb. ca. M 65'—.
32. LORENZ SCHERLAG: Polnische Anthologie. Erscheint Sommer 1922.

PREISE FREIBLEIBEND

KLEINE
AMALTHEA - BÜCHEREI

I. Reihe, Herausgegeben von Karl Toth.

- Band 1. ANAKREON. Auswahl nach Mörike. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Otto Friedrich.
Band 2. MARIE DE FRANCE. Auswahl nach Hertz. Mit Buchschmuck und 8 Dreifarbendrucke nach Aquarellen von Karl Alexander Wilke.
Band 3. DER HEILIGE FRANZ; LEGENDEN. Übersetzt vom Herausgeber. Mit Bildschmuck und 8 Original-Lithographien von Maximilian Liebenwein.
Band 4. RINCONETE UND CORTADILLO von Cervantes. Mit Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Franz Wacik.
Band 5. VATHEK von Beckford. Übersetzt vom Herausgeber. Mit Buchschmuck und 10 Dreifarbendruckbildern nach Original-aquarellen von Karl Alexander Wilke.
Band 6. AUS DEM TAGEBUCH EINES WANDERNDEN SCHNEIDERGESELLEN von Gaudy. Mit Buchschmuck und 8 Original-Lithographien.

PREIS JEDES BÄNDCHENS M 45.—.

II. Reihe, Herausgegeben von Karl Toth.

- Band 1. KHALIFAH, Ein Märchen aus 1001 Nacht. Nach der Übersetzung von Henning. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Oskar Larsen.
Band 2. DER ROTE VORHANG von Barbey d'Aurevilly. Deutsch von A. Schurig. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Otto Goetze.
Band 3. MOGENS. Eine Novelle von J. P. Jacobsen. Buchschmuck und 8 Radierungen von Ferdinand Staeger.
Band 4. VISIONEN von J. Turgenjeff. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Christian Ludwig Martin.
Band 5. SPIEGEL, das Kätzchen. Ein Märchen von Gottfried Keller. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Maximilian Liebenwein.
Band 6. DIE JUDENBUCH E von Annette v. Droste-Hülshoff. Buchschmuck und 6 Dreifarbendrucke nach Aquarellen von Bernd Steiner.

PREIS JEDES BÄNDCHENS M 50.—.

Luxusausgabe in Seide und Halbpergament ausgeführt



S0-DZM-067

